

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Von

J. Stierer.

Original-Zeichnungen von Woldemar Friedrich.



Zu den erfreulichsten Erfahrungen im Leben gehört es gewiß, Menschen zu finden, die wir in gleich hohem Grade um der Eigenschaften ihres Charakters, als um ihrer hervorragenden geistigen Begabung willen lieben, ehren und bewundern können.

Wer mit Felix Mendelssohn-Bartholdy in persönlichem Verkehre stand, der wird bezeugen müssen, daß diese glückliche Vereinigung bei ihm in seltenem Maße vorhanden war. Jenen aber, die ihn nicht im Leben gekannt haben, können seine Briefe, in denen er wohl ahnungslos sich selbst das schönste Denkmal gesetzt, davon ein sprechendes Zeugniß geben.

Felix Mendelssohn-Bartholdy war geboren zu Hamburg am 3. Februar 1809. Kurz darauf siedelten seine Eltern nach Berlin über. Bei einem großen Wohlstande und einem ungewöhnlichen Grade von geistiger Bildung, herrschte in der Familie eine fast auffallende Einfachheit, strenge Ordnung und Thätigkeit; dabei aber ein Geist der Liebe und des Friedens, um dessentwillen dieselbe häufig als ein Muster glücklichen und schönen Familienlebens gepriesen wurde.

Unter so günstigen Umständen entwickelten sich die Anlagen des Knaben rasch und in reicher Fülle. Der Grundsatz des Vaters, daß unser Leben eine Verpflichtung zur Arbeit, zum Streben nach eigener Vervollkommnung und zum Nutzen unsrer Mitmenschen sei, — wurde frühzeitig den Kindern eingepflanzt. Die Mutter, die eine eben so fein gebildete, als praktische und höchst thätige Frau war, hielt dieselben mit unerbittlicher Strenge zum Fleiße an.

Die Theestunde vereinigte die ganze Familie im Wohnzimmer; dazu fanden sich meistens einige

Freunde, oft auch ausgezeichnete Fremde ein. Geistreiche Gespräche wechselten da mit musikalischen Vorträgen und interessanter Lectüre.

Sehr frühe hatte sich das bedeutende Musiktalent der beiden Geschwister, Felix und seiner älteren Schwester Fanny, gezeigt, und die sorgsamern Eltern versäumten nicht, ihnen zur Ausbildung desselben die besten Lehrer zu geben. Der geniale Ludwig Berger unterrichtete sie im Klavierspiel, der alte Zelter im Generalbass. Felix spielte mit neun Jahren in einem Concert zu wohlthätigem Zweck, zur allgemeinsten Bewunderung auf dem Flügel. Mit zwölf Jahren hatte er bereits mehrere Klavierstücke, Trios und Quartette, sogar drei kleine Opern komponirt. Hatten sich nun zufällig Abends hinreichende musikalische Kräfte in dem Freundeskreis eingefunden, so wurden hie und da Stücke aus diesen kleinen Opern probirt. Die Singenden saßen um den großen Esstisch im Wohnzimmer, ganz nahe bei dem Flügel. An demselben, auf einem durch Rissen erhöhten Stuhl, saß Felix. Unbefangen, aber sehr ernsthaft und eifrig, accompagnirte und dirigirte der kleine Komponist. —

Etwas Besonderes darin zu finden, daß so viele Erwachsene sich bemühten, seine Werke auszuführen, fiel ihm gar nicht ein. Ihm war es nur um's „Musik machen“ zu thun, und dasselbe setzte er, wie er später selbst oft lachend erzählte, auch von den Andern voraus. Sobald man zu musciren aufgehört, war es seine erste Sorge, die Notenblätter wieder zu ordnen und aufzuräumen. Das ihm ertheilte Lob nahm er artig und vergnügt entgegen, aber ohne jede Spur von Eitelkeit, knüpfte vielmehr immer Fragen und Bitten um Belehrung daran. Dieses Streben nach Vervollkommnung und eine seltene Bescheidenheit war und blieb ein Grundzug in Mendelssohns Charakter. —

An jedem Sonntag versammelte sich im elterlichen Hause ein kleines Orchester, für welches der Vater mehrere Musiker der kgl. Hofkapelle gewonnen hatte, theils um Felix mit der Behandlung der Instrumente vertraut zu machen, theils um seine Compositionen in der Ausführung sofort prüfen zu können. Dabei kamen natürlich außer diesen die Werke der verschiedensten Meister zum Vortrag, die

man auf solche Weise genau kennen lernte. Da stand dann Felix — der, äußerst zart und fein gebaut, noch jünger aussah, als er wirklich war — auf einem Tabouret vor seinem Notenpult, in dem Kinderkostüm jener Zeit, dem sogenannten Habit, einer am Halse tief ausgeschnittenen engen Jacke, auf welche die langen, braunen Locken hinabfielen, das vollendete Bild eines Wunderkinds. Den Taktstock in der rechten Hand, sein kleines, meist aus älteren, härtigen Männern bestehendes Orchester aufmerksam überschauend, dirigierte er, wie ein junger Feldherr, mit größter Ruhe und Sicherheit jedes Musikstück von Anfang bis zu Ende. Dazwischen spielten er

Sein Lehrer Zelter schrieb am 26. Oktober 1821 an Goethe: „Meinem liebsten Schüler, Felix Mendelssohn, möchte ich gerne noch Dein Antlitz zeigen, ehe ich aus dieser Welt gehe. Er ist ein guter, hübscher Knabe, talentvoll, munter und gehorsam.“

Der alte Zelter war eine höchst originelle, merkwürdige Persönlichkeit. Was er erreicht und geleistet hat, verdankte er allein sich selbst. Von seinem Vater streng zum Handwerk angehalten, trieb er als Maurer-Lehrling und Geselle unablässig Musik, und bildete sich, unbeirrt durch Tadel und Vorwürfe, mit unermüdlicher Ausdauer zum rühmlich anerkannten Musiker heran. Es war ein



und seine Schwester Fanny Klavierstücke mit Begleitung des Orchesters.

Mit nicht geringerem Ernst und Eifer wurden aber auch die anderen Studien: Sprachen, Zeichnen u. s. f. betrieben. Die Arbeiten, zu denen die Kinder am wenigsten Lust hatten, mußten sie unter den Augen der Mutter machen. So saß Felix zu ihren Füßen, am Kindertischen seiner jüngeren Geschwister, um seine griechischen Aufgaben auszuarbeiten.

Die Lehrer waren zugleich Freunde des Hauses, und die Kinder hingen mit inniger Liebe und Verehrung an ihnen. —

Das erste wichtige Ereigniß in dem Leben unseres jungen Freundes war sein Besuch bei Goethe.

wunderlicher, derber und starrer, aber höchst ehrenhafter und zuverlässiger Charakter. Goethe's Schriften hatten auf Zelter einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er zu Fuß nach Weimar pilgerte, um den Dichter kennen zu lernen.

Die warme Hingebung des sonst so trostigen Mannes, sein klarer, natürlicher Verstand und diese, so ganz aus eigener Kraft errungene Existenz erregten auch Goethe's lebhafteste Theilnahme; bald verband die Beiden eine innige, bis zum Tode bewährte Freundschaft, wie sie zwischen zwei so ganz verschieden gearteten Naturen wohl in ähnlicher Wärme selten bestanden hat. —

Auf oben mitgetheilte Zuschrift erfolgte umgehend eine Einladung Goethe's, in welcher er Zelter

für sich und seinen Schüler Wohnung in seinem eignen Hause anbot.

Welch ein Jubel war das für Felix! — Vater und Mutter schärften dem Knaben beim Abschied sowohl als auch in ihren Briefen Ermahnungen und Verhaltensregeln ein.

„Deffne Deine Sinne!“ schreibt ihm der Vater. „Beobachte Dich streng selbst; setze und halte Dich, besonders bei Tische anständig; sprich deutlich und angemessen, suche so viel möglich immer das richtige Wort zu treffen; daß Du fromm, sittsam, Deinem väterlichen Freund und Lehrer gehorsam und unser oft in Liebe eingedenk seiest, brauche ich Dir wohl nicht erst zu empfehlen, denn Du bist ja ein guter Junge.“

„Ein Mäuschen möchte ich sein,“ schrieb die Mutter, „um meinen lieben Felix in der Fremde zu belauschen, sein Benehmen als selbständiger Jüngling, dem großen Goethe gegenüber, zu beobachten; merke Dir nur jedes Wort aus seinem Munde.“

„Wenn Du zu Goethe kommst,“ — fügt Schwester Fanny hinzu — „sperr ja Augen und Ohren auf, ich rathe es Dir, damit Du bei Deiner Rückkehr uns Alles erzählen kannst.“

In Erwiderung auf diese Ermahnungen schildert Felix in einem langen Briefe an die Eltern mit kindlicher Unbefangenheit und zugleich scharfer Beobachtungsgabe die schöne Einrichtung des Goetheschen Hauses, die wahrhaft väterliche Freundlichkeit, mit welcher der große Dichter ihn empfing, dem er sich nur mit klopfendem Herzen genahet hatte.

Als einen Beweis der großen Ehrfurcht, welche man Goethe allseits bezeuge, führt er an, daß sogar Professor Zelter, der sonst alle Neußerlichkeiten verschmähte, nur höchst feierlich, im Galackeide bei ihm erscheine, d. h. in kurzen, schwarzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen, Schuhen mit großen silbernen Schnallen, — einer Tracht, die allerdings damals längst aus der Mode gekommen, für Felix aber der Inbegriff der Festlichkeit war.

Schon am ersten Abend hatte Goethe eine ausgewählte Gesellschaft seinen Berliner Gästen zu Ehren gebeten. „Mein Freund Zelter,“ sagte er, „hat mir da seinen kleinen Schüler mitgebracht; er soll uns nun von seinen musikalischen Anlagen eine Probe geben.“

Zelter setzte sich an den Flügel und spielte mit seinen steifen Fingern eine ganz einfache Melodie. Felix spielte sie sogleich auswendig nach, begann aber dann darüber zu phantasiren, das kleine Lied in der mannichfaltigsten Weise zu variiren und mit

neuen Gedanken zu durchflechten. Alles gerieth in Staunen und Entzücken, wie die kleinen Hände über die Tasten gleichsam hin und wieder flogen und die gewaltigen Tonmassen beherrschten. Zelter aber, der grundsätzlich mit dem Lobe sehr karg war, um seinen Schüler vor Eitelkeit und Selbstüberschätzung zu bewahren, gab sich dem allgemeinen Beifallsturm gegenüber den Anschein völliger Gleichgültigkeit. „Na, du hast wohl gar von Kobolden und Drachen geträumt, das ging ja über Stock und Block!“ — rief er dem Knaben zu, als dieser vom Stuhle aufstand.

Goethe, des Meisters Absicht erkennend, nahm den Kopf des kleinen Künstlers zwischen die Hände, streichelte ihn liebevoll und sagte scherzend: „Ja, damit kommst du nicht durch, du mußt noch viel mehr Proben bestehen.“ Hierauf mußte Felix Fugen von Bach spielen, und Stücke aus Mozartschen Opern. Goethe wurde immer heiterer und freundlicher, und trieb unaufhörlich Neckerei und Scherz mit seinem kleinen Gast.

„Bis jetzt,“ sagte er, — „hast du nur Stücke gespielt, die du schon kanntest; da habe ich aber Einiges aus meiner Manuscripten-Sammlung herbeigeholt; laß sehen, ob du auch zu spielen vermagst, was du noch nicht kennst.“

Er legte ein Blatt mit deutlich, aber sehr fein geschriebenen Noten auf das Pult. „Das ist Mozart's Handschrift.“ „„Mozart's Handschrift?““ entgegnete der Knabe mit weicher Stimme und leuchtenden Augen. Er drückte einen Augenblick das Blatt an die Lippen und spielte dann das Stück, als wisse er es seit Jahr und Tag auswendig.

„Das ist immer noch nichts, das können Andere auch lesen!“ rief Goethe, als ein Beifallsturm unter den Zuhörern losbrach. „Jetzt will ich dir etwas geben, da wirst du gewiß stecken bleiben. Nun nimm dich in Acht.“ —

Mit diesen Worten legte Goethe ein anderes Manuscript auf das Pult; das sah allerdings seltsam genug aus. Man wußte kaum, ob es Noten, oder nur ein liniertes, mit Tinte bespritztes, an vielen Stellen verwischtes Blatt war.

Felix lachte beim Anblick desselben laut auf. „Ah, wie soll man das lesen; wer hat das geschrieben?“

„„Ja da rathe einmal, wer das geschrieben hat?““ erwiderte Goethe.

„Oh, das hat Beethoven geschrieben!“ rief Zelter, der dem am Flügel sitzenden Knaben über die Achseln blickte. „Der schreibt immer, wie mit einem Besenstiel, und wischt dann mit dem Ärmel

über die frisch geschriebenen Noten; ich habe viele Manuskripte von ihm; die sind leicht zu erkennen.“ —

Felix blickte unverwandt voll Ehrfurcht auf das wunderliche Manuskript, und suchte sich in dem Chaos dieser ausgestrichenen, verwischten, über- und zwischengeschriebenen Noten zurecht zu finden.

Goethe aber wollte ihm keine Zeit zur Vorbereitung lassen. Er drängte: „Siehst du, sagt' ich's nicht gleich, du würdest stecken bleiben; jetzt versuche es, und zeige, was du kannst.“

Felix begam sofort zu spielen; es war ein einfaches Lied; aber aus diesen verwischten, ausgestrichenen Noten gleich die gütigen herauszufinden,

Als nun die vorgesezte Frist von vierzehn Tagen verstrichen war, und Zelter Anstalt zur Rückreise machen wollte, da erhob sich ein förmlicher Sturm, und Goethe erklärte dem alten Freunde ganz ernstlich, daß davon noch gar keine Rede sein könne.

„Alle Nachmittage,“ berichtet Felix an seine Eltern, „öffnet Goethe selbst seinen Flügel mit den Worten: „Ich habe dich heute noch gar nicht gehört; spiele mir etwas vor.“ Dann setzt er sich neben mich, und wenn ich fertig bin, gibt er mir einen Kuß. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff, ebenso von dem



war unmöglich. Beim ersten Durchspielen wurde denn lachend, mit einem: „Nein so,“ — mancher Fehlgriff verbessert. Dann aber sagte er: „So, jetzt will ich es Ihnen vorspielen.“ Und das zweite Mal fehlte denn auch nicht eine Note. Mit freudig glänzenden Augen stand Goethe hinter dem Stuhl seines kleinen Gastes; aber er versteckte auch jetzt und später sein Lob hinter neckenden Scherz.

„Ja, ja, da bist du doch nicht sicher gewesen,“ sagte er, indem er den Knaben küßte.

Von nun an mußte Felix jeden Tag und jeden Abend mehrere Stunden spielen; auch zu Hofe wurde er geladen und sämtliche hohe Herrschaften, vor Allen der kunstliebende Großherzog Carl August, erfreuten sich an seiner Kunst, und ihn durch Lob und manches schöne, sinnige Geschenk. Insbesondere war es der berühmte Hummel, dessen warme Theilnahme den jungen Künstler beglückte.

Reichthum, den dieser Polarstern unter den Dichtern an Kunstwerken aller Art besitzt. Daß seine Figur imposant ist, kann ich nicht finden; er ist nicht viel größer als der Vater. Aber seine Haltung, seine Sprache, sein Name, die sind imposant! Sein Haar ist noch nicht weiß, sein Gang fest, seine Rede sanft. Dienstag wollte Zelter nach Jena und von da über Leipzig nach Berlin zurück. Als Goethe von unserer Abreise hörte, brach er mit seiner Donnerstimme los, schalt Professor Zelter, daß er an so etwas denke, befahl ihm zu schweigen, ohne Widerrede zu gehorchen und hier zu bleiben, und setzte dem armen Professor so zu, daß dieser versprach, Alles nach Goethe's Willen zu thun. Hierauf erhob sich die ganze Gesellschaft, wie im Sturm, um Goethe zu danken; man umringte ihn, küßte ihm die Hände, streichelte ihm die Schultern, und wären wir nicht zu Hause gewesen, ich glaube, wir hätten ihn nach Hause be-

gleitet, wie das römische Volk den Cicero nach der ersten katilinarischen Rede.“ —

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt kehrten endlich die Reisenden wieder nach Berlin zurück; Felix war durch alle Eindrücke und Aufregungen noch lebhafter als zuvor geworden. Unsonst ermahnte ihn schon Zelter während der Rückreise, doch langsam und deutlich zu sprechen. „Den ersten Tag,“ schreibt die Mutter, „konnte man ihn wahrhaftig einem Vulkan vergleichen, das sprudelt nur so fort und fort.“

Mit innigem Interesse verlangte Goethe fortan Nachricht über die Fortschritte, über das Thun und Treiben seines kleinen Lieblings, und ob man ihn nicht verzärtelt und durch Lob am Fortschreiten hemme. Zelter erwiderte ihm: „Felix leistet Unglaubliches, der Junge nimmt aber auch seine Zeit bei den Ohren, und nützt sie tüchtig aus.“ —

In Folge einer sehr freundlichen, eigenhändigen Einladung Goethe's an die ganze Familie Mendelssohn kam Felix schon im Sommer 1822, und zwar diesmal in Begleitung der Eltern und seiner Schwester Fanny, wieder nach Weimar. Der alte Herr empfing ihn mit den Worten: „Seit deiner Abwesenheit ist mein Flügel verstummt; komm, wecke mir die geflügelten Geister, die so lange darin geschlummert.“ Und als Felix ihm längere Zeit vorgespielt, sagte er: „Du bist eben mein David; sollte ich krank und traurig werden, so banneest du mir die bösen Träume durch dein Spiel; — ich werde aber nicht, wie Saul, den Speer nach dir werfen.“ —

Mit stolzer Freude überzeugten sich die Eltern, wie ihr Sohn alle Herzen gewonnen hatte, und erkannten es gern an, daß sie ihm großentheils den überaus herzlichen und zuvorkommenden Empfang verdankten, der ihnen in den kunstliebenden Kreisen Weimars, und vor Allem in Goethe's Haus zu Theil geworden war.

Schon vor seinem fünfzehnten Geburtstage hatte Felix seine vierte Oper, — „Der Oafel von Boston“, — vollendet, welche, nach mehrmaligen Proben vor einem zahlreichen Zuhörerkreis im elterlichen Hause, zweimal aufgeführt wurde. Sie fand großen Beifall; Zelter wurde nicht müde in seinen Briefen an Goethe den Fortschritt, der sich in dieser im Vergleich zu seinen früheren Arbeiten kund giebt, zu rühmen, und die Oper als ein Werk zu preisen, das einem gereiften Komponisten durch seine vielen Vorzüge alle Ehre machen würde.

Neben diesen musikalischen Uebungen im eigenen Hause förderten den jungen Musiker, wenn auch in andrer Richtung, die sogenannten Freitagsmusiken

bei Zelter. Der alte Herr versammelte dabei wöchentlich eine kleine Anzahl seiner besten Schüler, mit denen er dann, als besondere Begünstigung, schwierige Musikstücke alter Komponisten durchnahm. Felix durfte dabei nie fehlen; entweder sang er mit seiner Schwester Fanny im Chor, oder er mußte am Flügel die Singenden begleiten.

Hier lernte er denn die alten Meisterwerke kennen, darunter besonders mehrere Stücke aus Sebastian Bach's Passion, die der alte Zelter wie einen geheimnißvollen, heiligen Schatz vor der Welt verborgen hielt, die ihm nicht mehr fähig schien sie zu verstehen. Bald war es Felix glühendster Wunsch, die ganze Passions-Musik, nach dem Evangelisten Matthäus benannt, zu besitzen. Dieses schien aber beinahe unerreichbar; in keiner Musikalienhandlung war von dem, seit hundert Jahren verschollenen Meisterwerk noch ein Exemplar aufzufinden, und von Zelter die Erlaubniß zu erhalten, eine Abschrift zu nehmen, war eine schwierige Aufgabe. Endlich gab der Meister die Erlaubniß ein Copie zu nehmen unter der Bedingung, daß dieselbe nur von einem ihm als zuverlässig bekannten Musiker gemacht werde. Eduard Niek, ein junger, vortrefflicher Violinist, Felix's Freund und Lehrer für die Geige, übernahm die mühevollen Aufgabe, — und so erhielt dieser von seiner Großmutter zum Weihnachtsgeschenk das heiß-ersehnte Meisterwerk, das nun sein Lieblingsstudium wurde.

Ungeachtet der schon bedeutenden Kunstleistungen des kaum sechzehnjährigen Jünglings blieb es noch immer unentschieden, ob Felix die Musik wirklich zu seinem Berufe machen sollte. Um sich hierüber Gewißheit und volle Beruhigung zu verschaffen, beschloß nun der Vater mit ihm nach Paris zu reisen und Cherubini's Ausspruch über die Zulänglichkeit seines Talentcs zu vernehmen. Cherubini, damals als der erste unter den lebenden Musikern anerkannt, war in Paris eine eben so gefürchtete als hochgeachtete, einsame Größe geworden, und man machte den Berliner Ankömmlingen gehörig Angst, indem man ihnen von der Aufnahme erzählte, welche verschiedene, in gleicher Absicht gekommene Musiker bei ihm gefunden. So habe er unter Anderen einen jungen Künstler, der ihm etwas vorgespielt, nur kurz gefragt: „Können Sie vielleicht gut malen?“ — Man war daher sehr erstaunt, zu vernehmen, daß der Maestro, nachdem Felix ihm einige seiner Compositionen vorgelegt, und von ihm zu einer kleinen Gesellschaft gebeten, bei welcher er ihm sein H moll Quartett vorgespielt hatte, dem jungen Künstler in der freundlichsten Weise seinen Beifall

und seine Zufriedenheit ausgesprochen, und auch dem Vater, so wie allen anwesenden Gästen versichert habe, daß er mit Freuden ein vielversprechendes Talent in dem Jüngling erkenne und begrüße.

Nach Berlin zurückgekehrt, gestattete der Vater nun auch öffentlich zu bekunden, daß sich Felix der Musik als seinem eigentlichen Berufe widmete. Man benützte die Anwesenheit eines an die Familie empfohlenen Violinpielers hiezu, der ein Concert in Berlin gab. Felix spielte in diesem Concert Beethoven's Klavierfantasie, und brachte auch seine erste Symphonie zur Aufführung.

Mehr um dem Wunsche seiner Eltern zu genügen, als seinem eigenen zufolge, reichte er seine, nach mehrfachen Aenderungen fertig gewordene komische Oper: „Die Hochzeit des Camacho“ bei der kgl. Theater-Intendanz ein. Man zeigte sich sehr geneigt das Erstlingswerk des talentvollen jungen Musikers aufzuführen; aber Jahr und Tag vergingen, bis nach Beseitigung aller möglichen Hindernisse es endlich dazu kam.

Das Haus war überfüllt, der Beifall stürmisch, die Freude der Eltern groß und ungetrübt. Am wenigsten von Allen aber war Felix selbst befriedigt; er entfernte sich noch vor dem Ende des Stückes, und als er gerufen wurde, mußte ihn der Darsteller der Hauptrolle bei dem Publicum entschuldigen. Er fühlte, daß er inzwischen dieser Musik entwachsen war, und nun Besseres leisten konnte. Davon gab er denn auch bald den Beweis durch seine Ouvertüre zum „Sommernachtstraum“.

„Es war dieß“, wie ein Kunstgenosse von ihm sagte, „ein kolossaler Entwicklungssprung, und der Mendelssohn, wie die Welt ihn kennt, besitzt und liebt, datirt von dieser Komposition.“

Felix besuchte nun für seine allgemeine Ausbildung in den Jahren 1827 und 28 die Berliner Universität. Neue Bekanntschaften, besonders mit jüngeren Männern, knüpften sich an, wodurch der Kreis der Hausfreunde sich noch bedeutend erweiterte; unter diesen finden wir Männer, die noch heute hohe Ehrenstellen in der Wissenschaft und im Staate einnehmen.

Musikalische Elemente waren natürlich immer doppelt willkommen. Felix hatte sich nun allmählich einen kleinen, aber zuverlässigen Chor ausgewählt und herangebildet, mit dem er wöchentlich einmal, alte, seltene Musikstücke durchnahm. Diesem legte er dann auch seine so hochgehaltene und verehrte Matthäus-Passion vor, die nun stückweise durchprobirt, einstudirt und durch Mendelssohn's vortreffliche Direktion den Mitwirkenden immer ver-

ständlicher und lieber wurde. Er selbst hatte inzwischen seine „Meeresstille und glückliche Fahrt“ komponirt, die nicht weniger Aufsehen als sein „Sommernachtstraum“ erregte. Es beschäftigte ihn nun lebhaft der Wunsch und Voratz eine größere Oper zu schreiben; immer aber wollte sich kein ihm zusagender Text für dieselbe finden. —

Indessen wurden die Gesangübungen der Bach'schen Passion fortan mit Eifer betrieben. Mit dem wachsenden Verständniß steigerte sich die Begeisterung für dieses Wunderwerk, und damit auch der Wunsch, daß es möglich sein möchte, dasselbe zur öffentlichen Aufführung zu bringen. Allgemein aber schreckte man dann wieder vor den Schwierigkeiten zurück, welche das große Werk selbst, mit seinem Doppelchor und Doppel-Orchester, dem Studium in den Weg legten, und mehr noch vor denen, welche die Umständlichkeit der Sing-Akademie und der starre Widerstand Zelters voraussehen ließen, der, wie man sagte, gewiß die Aufführung für ganz unmöglich erklären würde, da bisher weder Er, noch sonst Jemand dieselbe zu unternehmen gewagt hatte.

Nur Zwei waren es, die den Gedanken an die Möglichkeit durchaus nicht aufgeben wollten: Felix und sein Freund Eduard Devrient*), damals erster Barytonist bei der kgl. Oper zu Berlin. —

Devrient, um acht Jahre älter als Felix, war mit demselben seit seiner Knabenzeit innigst befreundet, und zugleich als Freund des Hauses bei allen Proben und Musikaufführungen in der Mendelssohn'schen Familie ein unentbehrlicher Theilnehmer gewesen. Ein ehemaliger Schüler Zelters und seit zehn Jahren Mitglied der Singakademie, deren Director Zelter war, hatte er sich demselben bei allen seinen Concerten stets zur Mitwirkung bereitwillig erwiesen, und glaubte nun von Beiden auch einen Gegendienst verlangen zu dürfen. Diese Erwägung war der erste Grundstein, auf den die Freunde ihre Hoffnung bauten. Felix sollte dann das Einstudiren und Dirigiren des Meisterwerkes übernehmen, Devrient die Hauptpartie singen und alles Geschäftliche besorgen. Der Ertrag des Concertes sollte für einen wohlthätigen Zweck bestimmt werden. Auch die Eltern Mendelssohn's und Schwester Fanny interessirten sich lebhaft für das Unternehmen, hegten jedoch, sowie Felix selbst, noch immer die Besorgniß, es möchte an Zelters Widerstand scheitern.

Um nun Vorbereitungen zu treffen, und sich

*) Eduard Devrient, der sich auch als Schriftsteller einen bedeutenden Namen erworben hat und nachmals längere Zeit Hoftheater-Intendant in Carlsruhe war.

doch für den Fall des Mißlingens nicht bloß zu stellen, dachte man sich ein kluges Verfahren aus. Zu den Chorübungen sollten allmählig auch Mitglieder der Singakademie eingeladen werden, und wer irgend aus Neigung oder Neugier an denselben theilnehmen wollte — jedoch ohne den Zweck der Übungen zu verrathen. Auf diese Weise bildete sich ein Kern, dem sich dann, so rechnete man, die Massen leichter anschließen würden, wenn Alles gut ginge. Träten unbefiegbare Hindernisse dazwischen, so könnte man die Sache aufgeben, ohne daß Jemand, außer den Betheiligten, erfuhr, was beabsichtigt war.

Die nächste und schwierigste Aufgabe war nun

aber, Zesters Einwilligung zu erlangen. — Nachdem sie Alles reiflich und vorsichtig erwogen und besprochen, begaben sich die beiden Freunde in früher Morgenstunde nach des alten Meisters Wohnung. Auf dem Wege dahin sagte Felix: „Du, höre, wenn er aber grob wird, dann geh' ich fort, ich darf mich mit ihm nicht kabbeln“ (herumzanken).

„Nun, grob wird er ganz gewiß, das kannst du denken,“ erwiderte Devrient lachend, „aber das Kabbeln ist meine Sache, darum laß dir nicht bange sein; du weißt ja, trotz seines bärbeißigen Wesens hat er doch ein weiches, wohlwollendes Gemüth.““*) (Fortsetzung im nächsten Heft.)

Landgraf Ludwig und der Löwe.

Von

Ferdinand Bähler.

Zu einer Zeichnung nach Moriz von Schwind's Wandgemälde.

Horch, welcher Angst- und Weheruf
Dringt aus der Wartburg Hofe?
Was ist's, das solchen Schrecken schuf
Dem Knechte wie der Hofe?

Die Amme läßt das Kind im Stich,
Die Köhmagd den Pantoffel,
Und auf den Holzstoß retten sich
Zur Noth noch Kunz und Toffel.



Sahn sie den Feind in blankem Stahl
Den Mauerkranz ersteigen?
Fegt durch den goldnen Mittersaal
Der Flammen wilder Reigen?

Der Löw' ist los! Dort kommt er her
In klastenweiten Säßen,
Und vor ihm, ein geschlagnes Heer,
Flicht alles voll Entsetzen.

Wohl auf der Treppenbrüstung zuckt
Der Knappe kühn den Degen:
Läg' er nur ruhig hingeduckt,
Er würd' ihn gleich erlegen.

Die Wärter rüsten Strick und Band,
Die Bestie zu fahen:
Wär' sie nur nicht so zornentbrannt!
Doch — wer kann jetzt ihr nahen?

*) Wir geben dieses treffliche Lebensbild zugleich als Probe aus dem in nächster Zeit bei A. Dürr in Leipzig erscheinenden glänzend ausgestatteten Werke: *Deutsche Tonmeister*. Biographische Erzählungen und Charakterbilder von J. Stieler. Der musikalischen Jugend gewidmet. Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von H. Bäcker, Claudius, Fedor Flinzer, Woldemar Friedrich, Eugen Klmsch, Paul Thumann u. A.

Da tritt der Landgraf still hervor,
 Er will zur Messe gehen.
 Der wüste Lärmen kränkt sein Ohr:
 Was giebt's? was ist geschehen?

Und plötzlich steht das Ungethüm
 Mit hochgestraübter Mähne,
 Mit glühenden Augen dicht vor ihm
 Und weist ihm die Zähne.

Kein Schwert im Gürtel, keinen Dolch,
 Nur das Brevier in Händen —
 Was kann er thun, den bösen Strolch
 Des Weges heimzusenden?

Gelassen bleibt er vor ihm stehn,
 Faßt ihn mit scharfem Blicke:

Du Gauch, willst du zu Hofe gehn,
 So lern' erst, was sich schide!

Und donnernd herrscht er jetzt ihn an
 Mit ausgestrecktem Finger:
 Mach' kehrt, du König Grobian!
 Zurück in deinen Zwinger!

Dem Leuen schlägt das Herrentwort
 Wie Blißschlag in die Glieder;
 Sein alter Wüstenmuth ist fort,
 Duckt wie ein Hund sich nieder.

Das Haupt gebückt, den Rücken krumm,
 Als lägen auf ihm Lasten,
 Gesenkten Schweifes kehrt er um
 Und kriecht in seinen Kasten.

Die Hirsebreifahrt der Büricher

oder

das Freischießen in Straßburg und das glückhafte Schiff.

Von

Fedor von Köppen.

Original-Zeichnung von Eugen Klimsch.



Im Sommer 1576 herrschte in der freien Reichsstadt Straßburg ein bewegtes Treiben. Die Stadt hatte ein großes Freischießen für Armbrust und Feuerwwehr ausgeschrieben und dazu viele Einladungen an die befreundeten Orte ergehen lassen. Von nah und fern, vom Rhein und von der Donau, aus Schwaben und aus der Schweiz, trafen Abordnungen der Städte ein, um an dem Schießen theilzunehmen, so daß Rath und Bürgerschaft Mühe hatten, alle die lieben Gäste in den Herbergen unterzubringen.

Auf dem Schützenrain vor dem Judenthore war das Schießhaus in mehreren Stockwerken aus Holz errichtet, in Weiß und Roth, mit den Farben der Stadt getüncht. An den beiden Seiten standen zwei mächtige Bildwerke, ein Greif und ein Löwe, als Wächthalter. Ganz oben auf dem Baue, gerade über der Scheibe ragte eine bewegliche Figur, die Glücksgöttin auf einer Kugel darstellend, welche nach jedem Fehlschusse dem Schützen den Rücken zuehrte.

Der eigentliche Schießplan war durch hölzerne Schranken mit Tannenbäumen, Fähnchen und Gewinden abgesperrt. Außerhalb dieser Schranken stan-

den ringsumher Zelte, Würfel- und Verkaufsbuden. Da waren allerlei kostbare Gegenstände — Gefäße, Löffel, Ketten und Ringe — ausgelegt. Nebenher trugen Spießstecher, Ringkämpfer, Wettläufer, Kraftmänner und Feuerstucker zur Unterhaltung des Publicums bei. Muthige Knaben kletterten an hohen Stangen empor und hockten nach den oben hängenden Kleidern, bunten Tüchern und Gewaaren oder nach dem Hahne, der in einem Korbe auf der Spitze der Stange saß. Die Bagelust der Alten ward durch einen Glückstopf herausgefordert, nach dessen Loosen die Hände von vornehmen und geringen Leuten gleich begierig griffen. Manche traten mit sehr übermüthigen Mienen heran und wenn sie fortgingen, machten sie lange Gesichter. Auch viel fahrendes Volk unheimlichen Aussehens drängte sich um die Würfelbuden und den Glückstopf und trachtete darnach, an dem Gewinn ohne Einsatz theilzunehmen.

Was ist das für eine wunderliche Person, die dort mitten unter den Schützen einherstreitet und wichtig thut, in auffallend bunten Kleidern, eine Kappe auf dem Haupte, ein Band mit rasselnden Schellen um das Knie und eine große Britsche von gespaltenem, klatschendem Holz in der Hand? —

Das ist der Pritschmeister, eine bei solchen Festen unentbehrliche Figur, halb Narr, halb Amtsperson. Er hat für die Aufrechthaltung der Ordnung auf dem Schießplatze zu sorgen, verhöhnt die schlechten Schützen mit althergebrachten Spottversen und straft diejenigen, welche gegen die Schießordnung verstoßen, unbarmherzig mit der Pritsche. Ja, er führt wohl den widerseßlichen Junker nach jenem weithin sichtbaren Gerüste an einer Seite des Platzes, um ihn auf der hohen Bank, welche von dem Volkswitze „des Pritschmeisters Predigtstuhl“ genannt wird, vor Aller Angesicht abzukanzeln.

Der Pritschmeister kennt sein Amt wohl; denn er ist weit herumgekommen und hat schon bei ähnlichen Festen im Innern Deutschlands und in der Schweiz in derselben Weise gewaltet. Zu seiner Unterstützung sind ihm einige muthwillige Buben aus der Stadt beigegeben, die ihm von seinen Künsten etwas abgelernt haben und als Hanswürfte gekleidet, die Volksmenge zwischen den Buden durch Sprünge, Burzelbäume und Radschlagen ergötzen.

So herrscht überall ungebundene Festlust. Von dem Schießhause her tönen die schmetternden Klänge der Musik, da hört man das Schwirren der Armbrustbolzen, das Krachen der Musketen, dazwischen die unermüdlige Stimme des Pritschmeisters. Die besten Schützen erhalten hohe Preise in blankem Golde ausgezahlt; die Nebenpreise bestehen in kleinen Bechern, silbernen Schalen, Tellern, Löffeln, Gürteln, Armbrüsten oder auch — in Stoff zu einem schönen Paar Hosen. Zu jedem Preise gehört eine der zierlich in den Stadtfarben gemalten seidenen Fahnen. Die Abordnungen der Städte sind stolz darauf, wenn sie recht viele solcher Preisfahnen in ihre Heimat mitnehmen und dem Rathe ihrer Vaterstadt überreichen können, von dem sie zur ehrenden Erinnerung mit den Namen der Schützen aufbewahrt werden. Die schlechten Schützen aber erhalten Schimpfpreise. Widerstrebend folgt der Unglückliche dem Aufrufe des Pritschmeisters, der sich vor ihm verneigt und ihn anredet: „Seht zu, schöner Schütz, daß Ihr Eure Kunst besser lernt, und empfangt hier als Ehrengeschenk eine Fahne von der Art Atlas, in welchem die Bauern ihren Hafer zu Markte fahren!“ Dabei übergiebt er ihm eine riesige Fahne von roher Sackleinwand und eine Narrenkappe mit Hahnenfeder, während die Jungen des Pritschmeisters ihm Grimassen schneiden, Egel bohren und mit Klappern und Pfeifen mißtönenden Lärm um ihn machen. —

Die Kunde von dem Straßburger Schießen lockte, je länger es dauerte, desto mehr Gäste herbei. Aus

Deutsche Jugend. XIII.

der Schweiz hatte schon eine Abordnung von sechzig der besten Züricher Schützen die ersten vierzehn Tage mitgefeiert und war mit vielen Preisfahnen und Gewinnen, voll des Lobes für die Gastfreundschaft der Straßburger und für die Herrlichkeit der genossenen Festfreunden, in ihre Vaterstadt zurückgekehrt. Da wandelte auch andere Züricher Bürger die Lust an, dem Schießen beizuwohnen. Einer unter ihnen, Herr Hans im Wöhrd, machte einen trefflichen Vorschlag. „Lieben Landsleute und Mitbürger!“ sprach er; „weil die Stadt Straßburg immer so freundlich gegen die Unseren verfahren, so wollen wir ihr auch unsere Gesinnung kundthun. Als vor einhundertundzwanzig Jahren die beiden Städte zusammen ein Bündniß abgeschlossen, da machten unsere Altvordern an einem Tage zu Wasser auf Limmat, Aar und Rhein die Fahrt bis Straßburg und brachten einen Topf mit Hirsebrei, den sie von Zürich mitnahmen, noch dampfend nach Straßburg, zum Zeichen, daß sie wie im Scherz, so auch zu ernstester Hülfe schnell herbeiziehen könnten. Dieses Bündniß hat sich in guten und bösen Tagen wohl bewährt. So laßt uns jetzt das Beispiel unserer Altvordern nachahmen und den Biedermännern in Straßburg zeigen, daß die Entfernung uns nicht hindert, gute Freunde und Bundesgenossen zu bleiben!“ —

Die Rede gefiel den Andern, und alsbald beschloßen dreihundertfünfzig Züricher Bürger unter Anführung ihres Obmannes, des Stadtbauherrn Kaspar Thomann, und anderer Herren vom Rathe von Neuem eine Hirsebreifahrt zu rüsten.

Heutzutage, wo uns das Dampfrad im Fluge von einem Orte zum andern führt, vergißt man leicht, was vor dreihundert Jahren eine Reise auf dem schwer schiffbaren oberen Rhein in so kurzer Zeit zu bedeuten hatte, brauchte man doch für gewöhnlich bei aller Anstrengung volle drei Tage dazu. Damals galt sie allgemein als ein Wagestück, und man wettete mehr dagegen als dafür, daß es den Zürichern gelingen würde. Ein bewährter Dichter, der damals in Straßburg lebte, Namens Johann Fischart, hat das Andenken an diese Fahrt der Züricher Bürger durch eine treffliche Dichtung frisch und lebendig für die Nachwelt bewahrt. Sein Werk führt den Titel: „Das glückhafte Schiff von Zürich, artliche Beschreibung der ungewohnten und doch glückfertigen Schifffahrt etlicher Bürger von Zürich, auf das vielberühmte Hauptschießen gen Straßburg gethan.“ Dieses Ehrengedicht für die Züricher ist zugleich für unser ganzes deutsches Volk geschrieben, weil es uns zeigt, was wackere Männer durch Willenskraft und rüstiges Streben nach einem bewußten Ziele, sowie

durch einmüthiges Zusammenwirken zu leisten vermögen. Wie ein rother Faden geht durch die ganze Dichtung der Gedanke:

„Wer wird forthin noch können sagen,
Daß Arbeit nicht könnt' All's erjagen!“

Wir können deshalb wohl auch nichts Klügeres thun, als dieses schöne Gedicht unserer Schilderung von der Züricher Festfahrt zu Grunde zu legen.

Noch ist die kurze Juniusnacht (20. Juni) nicht vorüber, noch funkeln die Sterne am Himmel, da besteigen dreiundfunfzig fröhliche Bürger, sämmtlich in Rosa und Schwarz gekleidet, mit ihnen sechs Spielleute — drei Trompeter, zwei Trommler und ein Pfeifer — das am Ufer der Limmat bereit liegende Boot. In der Mitte des Schiffleins dampft im gewaltigen ehernen Topfe der Hirsebrei, den die Züricher Hausfrauen in Milch gekocht und mit allerlei Zuthaten gewürzt haben. Durch ein mit heißem Sande gefülltes Faß wird er vor frühem Erkalten geschützt. Auch mit frisch gebackenen Semmelringen haben sich die Reisenden versehen, um sie unterwegs an verschiedenen Haltorten, besonders aber in Straßburg unter die Jugend auszustreuen.

Unter dem jubelnden „Glückauf!“ der Volksmenge an den Ufern, und den fröhlichen Klängen der Musik gleitet das Schifflein den reißenden Bergstrom, die Limmat, hinab in die Nar. Mit Sonnenaufgang ist der Rhein erreicht.

„Da freuten sich die Reis'gefährten,
Als sie den Rheinstrom rauschen hörten,
Und grüßten laut ihn mit Trommeten:
„Nun han wir deiner Hülf' vomnöthen! —
Du Rhein mit deiner hellen Flut
Magst unser Schifflein fördern gut,
Leit' es nach Straßburg, deiner Bier,
Ströömst du doch gern vorüber ihr,
Weil sie dich freuet und entzückt,
Gleichwie der Stein den Goldring schmückt!“ —

Der Rhein wand sich traulich um das Schiff,
schlug vor Freuden an's Gestade, rauschte und sang:

„So recht, ihr lieben Eidgenossen,
Nur frisch gewagt! seid unverdrossen,
Wie eure tapfern Vordern waren,
Die das gethan vor hundert Jahren;
Fahrt fort, fahrt fort, laßt euch nichts schrecken
Und thut die Arme kräftig reden!
Die Arbeit hilft gewiß zum Siege
Und schafft auch, daß man vorwärts fliege!“ —

Den Reisenden dächte seine Stimme, wie wenn der Wind ins Segel bläst oder wie wenn das Jagdhorn im Walde tönt und den Muth in der Brust des Jägers entfacht. Sie zogen kräftig die Ruder an in gleichem Zug, in gleichem Flug. Der Steuermann stand an seinem Wasserpflug und schnitt tiefe Furchen in den Rhein. Auch die liebe Sonne hatte

ihre Freude daran, daß das Schiff so tapfer fortschritt, und schien so hell in die Ruder hinein, daß sie von fern wie Spiegel glänzten. Geschwähig plaudernd tanzten die Wellen rings um das Schiff; das Gestade warf scherzend die Wasser zurück, die ans Ufer schlugen.

In Laufenburg, wo neidische Felsblöcke dem Strome den Weg zu sperren suchten und der Rhein mit gewaltigem Wogensturz sich zwischen Felsen eine Gasse bahnt, mußten unsere Schiffer ihr Boot verlassen und mit dem Hirsebrei in ein anderes steigen, das jenseit der Stromschnelle bereit lag. Unterhalb Säckingen, wo St. Fridolins Kloster auf der Insel steht, fuhren sie im „Gewilde“ des Rheins zwischen starrenden Felsklippen an dem dritten Strudel, dem Höllenhaken, glücklich vorüber nach Rheinfelden. Von hier an nimmt der Fluß ruhiger und sanfter den Lauf; das thut er der Stadt Basel zu Liebe, der er gar wohlgewogen ist wegen der Tapferkeit der Männer an seinem Gestade*) und wegen des Fleißes, mit dem sie sein Thalgelände anbauen.

Von der dicht besetzten Rheinbrücke in Basel, die sie um die elfte Stunde erreichten, jauchzte die Volksmenge den waghastigen Gefellen Gruß und Beifall zu. Die unten antworteten mit Trommetenschall und das Schiff schoß unter der Brücke hindurch, wie der Pfeil vom Bogen fliegt. Daß sie nun das Rheinknie bei Basel erreicht hatten, freute sie sehr; denn sie dachten: „Der rauh'ste Weg ist überwunden, — der weit'ste wird wohl auch gefunden.“

Gegen zwei Uhr ward im Angesicht von Breisach eine kurze Mittagsrast gehalten, dann ging es mit frischen Kräften weiter: „Je heißer brant' der Sonne Glut, je mehr entzündet ward ihr Muth,“ so daß sie stärker ruderten. Aber auch die Sonne beschleunigte ihren Lauf. Schon neigte sie sich dem Westen zu, da erblickten die Züricher in dämmender Ferne die Thurmpyramide des Straßburger Münsters und begrüßten sie mit Freudengeschrei und Trommetensanfaren.

Gegen acht Uhr fuhren sie aus dem Rheinarm in die Ill. Jetzt wird die Züricher Flagge, blau und silbern, am Mast aufgehißt und das glückhafte Schiff läuft auf dem Straßburger Staden ein. Dort wartet die Menge, Kopf an Kopf gedrängt. Trompetentusch, Trommelwirbel und donnernde Willkom-

*) Was es mit der „Tapferkeit der Männer“ am Rheingestade zu Basel zu besagen hat, dessen wird sich der Leser unserer Schilderungen aus der Heldenzeit der Schweiz: „II. Der Tag von St. Jakob an der Birse“ (X. Band, 6. Heft, Seite 161 u. f.) bei gutem Gedächtniß hoffentlich noch erinnern.

mensruße begrüßen die ankommenden Gäste. Rings um sie tummelt sich die Jugend, um die ausgestreuten berühmten Züricher Semmelringe aufzufangen. Zwei Rathsherrn empfangen die Gastfreunde; dann tritt aus den Reihen der letzteren der Obmann Kaspar Thomann hervor und spricht, auf den dampfenden Hirsebreiweisend:

„Das soll euch zeigen, daß den Jungen
Noch nicht der Alten Kraft gebricht,
Daß wir den stolzen Rhein bezwungen
Und uns're Fahrt anber gericht“;

geben von Straßburger Bürgern zu Fuß und zu Pferde, während der Brischmeister Mühe hat, die neugierig und naschlustig sich hinzudrängende Jugend mit klatschenden Brischenschlägen ferne zu halten. So geht's unter dem brausenden Jubel des Volkes bis in die Judengasse nach der Zunftstube der Maurer, wo Ammeister und Stadtrath die Gäste beim lecker bereiteten Mahle erwarten. Als erstes Gericht wird der Hirsebrei aufgetragen, und siehe da, er ist noch so warm, „daß Mancher sich gewundert hat, wenn er am Mund ihm brennen that!“



Soll zeigen, daß am Rheingestade
Auf etlich' dreißig Meilen g'schwind,
Droht euch vom Feind Gefahr und Schade,
Die Helfer treu zu finden sind;
Eh daß ein Brei nur mög' erkasten
Und eh' ein Semmelring wird hart,
Dem stolzen Feind die Glay' zu spalten
Recht nach der tapfern Vorbern Art! —

Nun setzt sich der Zug in Bewegung, vorauf die Spielleute, die Straßburger Rathsherrn und Festdamen, die Knaben im Festschmuck mit den Fähnchen, darauf die Züricher, in ihrer Mitte den Hirsebrei, von stämmigen Schultern getragen, um-

Erst nach Mitternacht endete das fröhliche Gelage, dann wurden die Züricher von den Straßburger Rathsherrn mit Fackeln nach ihrer Herberge geleitet.

Nun folgten zwei Tage, reich an Festlichkeiten und Ehrenerweisungen für die Gastfreunde, darauf (23. Juni) unter einem Ehrengelichte der Straßburger die Heimfahrt zu Wagen durch die Elsass Städte nach Zürich, wo sie (28. Juni) unter dem Jubel ihrer Mitbürger mit ihren gewonnenen Preisfähnchen und den zum Gedächtniß des Festes geprägten Schaumünzen eintrafen.

Dies war die Hirsebreisfahrt der Züricher, von der Johann Fischart sagt:

„Wer künftig wird den Rhein befahren,
Der soll auch euer Lob nicht sparen
Und wünschen, daß sein Schifflein frei,
Wie das von Zür'ch, so glücklich sei!“ —

Schon zwölf Jahre später erhielt jene Lustfahrt eine ernstere Bedeutung durch ein Bündniß, welches die drei Städte Straßburg, Zürich und Bern zum

Schutze ihrer Glaubensfreiheit abschlossen. Da feierte der Dichter des glückhaften Schiffes auch dieses Ereigniß mit neuen Versen, und die Schlußworte derselben klingen noch heute wie ein Segenswunsch an das deutsche Volk:

„Freiheitsblum' ist die schönste Blüt';
Gott lasse diese werthe Blum'
In Deutschland blühen um und um,
So wächst dann Fried', Freud', Ruh' und Ruhm!“ —

Sprüche von Friedrich Güll.

Ei, wie magst du drüber klagen,
Daß die Rosen Dornen tragen;
Lieber freue dran sich dein Gemüth,
Daß der Dornenstrauch in Rosen blüht.

Den edlen Diamant wirfst du in Gold
Und Silber, ihn zu ehren, zierlich fassen;
Doch auch in Staub getreten, wird er hold
Noch seine sieben Farben spielen lassen.

Wenn ich düster um mich seh',
Klagt mir Alles Leid und Weh;
Sind mir Herz und Auge sonnig,
Nacht die ganze Welt mir wonnig.

Vielgeschäftigkeit macht nicht den Meister,
Und den Helden nicht Unbändigkeit.
Stets war das Gesetz der großen Geister:
Weiser Mäßigung Beständigkeit.

Wer Vieles wünscht, entbehrt viel,
Wer Vieles hat, verzehrt viel.
Bescheidner Wunsch und mäßiger Genuß
Hat viel Vergnügen und wenig Verdruß.

Unförmlich Eisen, ich will dir was sagen:
Laß dich 'mal glühen und strecken und schlagen;
So nur hast du erst wirklichen Werth,
Bist ein gefürchtet zweischneidiges Schwert.

Zwei Fabeln.

Von

Julius Sturm.

Der Schlehdorn und der Feigenbaum.

„Wie arm du bist, vergleich' ich dich mit mir,
Denn keine Blüthe sah ich je an dir,
Ich aber prang' mit duft'gem Blüthenschnee.“
So sprach zum Feigenbaum am Rain der Schleh.
Der aber sprach: „Wie hat mich Reid erfüllt;
Ob meine Blüthe vor der Welt verhüllt,
So stehn doch meine Früchte hoch im Werth,
Doch wer hat je nach sauern Schleh'n begehrt?“

Die Thurmuhre und die Sonnenuhr.

Die Thurmuhre sprach zur Sonnenuhr:
„Du zeigst bei Licht die Stunden nur,
Ich thu sie kund mit lautem Schlag
Der Welt zur Nacht gleichwie am Tag.
Zu welchem Zweck stehst du noch hier?“
Und die bescheidne Antwort war:
„Zu keinem andern offenbar
Als dem: man richtet dich nach mir.“

Vom Meister Pek.

Eine naturhistorische Skizze von

A. W. Grube.

Mit Original-Zeichnungen von Fedor Flinzer.

Nachdem ich meinen jungen Lesern in einem früheren Bande der Deutschen Jugend vom größten und stärksten Raubvogel Europas erzählt habe, will ich ihnen heute das größte europäische Raubäugethier, das zugleich das stärkste ist, vorführen.

Der Bär — wer kennt ihn nicht, wer hätte in seinem Leben nicht wenigstens Ein Mal einen lebendigen Bären gesehen! Gehört es doch zu unseren liebsten Jugenderinnerungen, wenn wir an die Bärenführer denken, die früher häufiger als jetzt, unsere Städte und Dörfer durchzogen und nicht bloß ihre Bären, sondern auch die liebe Schuljugend auf die Beine brachten! Wenn die Bärentrommel sammt der Querpfeife ertönte, dann war's mit der Aufmerksamkeit in der Schule vorbei. Mit Sehnsucht ward der Glockenschlag erwartet, hastig stürzte Alles auf die Straße, dorthin, von wo das Tam-Tam erschallte. Das abenteuerlich gestaltete Kameel mit dem schwermüthig-geduldigen und einfältigen Ausdruck seines Blickes, — Hals und Rücken dem beweglichen, neckischen Affen zum Tanzplatz darbietend — und daneben der zottige Sohlengänger, ebenso weich und sanft einhersehreitend wie das „Schiff der Wüste“: das war ein Bild wie aus einer anderen Welt, das die jugendliche Einbildungskraft mächtig erregte.

Mit dem Affen waren wir bald vertraut, freuten uns seiner Sprünge und seiner Geschicklichkeit im Auffangen von Äpfeln und Nüssen und noch mehr seiner Grimassen, womit er das Erhaschte verspeiste. Doch das war nur das lustige Vorspiel; der Hauptact des Schauspiels hob an, wenn auf das Kommandowort des Führers sich der Bär auf die Hinterfüße stellte, verdrießlich brummend den Stock in die Vorderpranken nahm und auf diesen gelehnt seinen Tanz begann, mit schwerfälligem Ernst und doch höchst drollig anzuschauen! Mit ehrerbietiger Scheu wich die Zuschauermenge zurück; so klein der auf seinen vier Füßen einhersehreitende Pelzträger schien, so ansehnlich und kraftvoll erschien sein Leib, wenn er sich als Tänzer erhob. Trotz Maulkorb und Nasenring des gezähmten Tänzers hielt es doch Keiner für gerathen, sich dem Gewaltigen zu sehr zu nahen, und wenn derselbe

zum Schluß den Hut des Führers in die Tazeh nahm, um milde Gaben einzusammeln, dann beeilten wir uns, die Kupfermünze hineinzwerfen, und wagten kaum dem großmächtigen Thiere in's Auge zu sehen.

Das braune Bärenauge schaut meistens gutmüthig mit aller Seelenruhe in die Welt, und hat durchaus nichts Falsches und Tückisches, wie denn der Bär im Ganzen genommen ein gutmüthiges Thier ist — so lange man ihn nicht reizt, seine Ruhe nicht stört, seiner Neigung nicht entgegentritt. Sein Temperament ist das phlegmatische. Doch kann bekanntlich auch der Phlegmatikus in Zorn gerathen, und auch der Bär ist dem Zähjorn unterworfen. Seine Laune schlägt plötzlich um und dann ist mit ihm nicht gut „Kirschen essen“. Einmal in Wuth versetzt, zerreißt und zerbeißt er Alles, was ihm unter die Tazeh kommt, und wehe dann dem Menschen, der ihn gereizt hat! Schon ein unerwarteter Widerstand kann ihn aufbringen. So geschah es in der Schweiz, daß ein Bärenführer einen alten sehr mageren Bären nicht nur tanzen, sondern auch mit einem seiner Leute, der ihn dazu abgerichtet hatte, einen Ringkampf bestehen ließ. Beide umschlangen sich; der Bär legte aber seinen Meister augenblicklich zu Boden. Zur Sicherheit hatte sich der Mann mit einem eng anschließenden ledernen Anzuge versehen, dem die Bären-tazeh so leicht nichts anhaben konnte. Ein Appenzeller aus Inner-Rhoden sah dem Spiel zu und wunderte sich, daß der magere Bär den starken Mann so schnell zu Boden streckte. Freilich mochte auch der letztere absichtlich keinen großen Widerstand leisten, um den Meister Pek nicht zu reizen. Den Appenzeller ärgerte das, und da bei den Alpenjöhnen der Zweikampf, „Hosentupf“ genannt, beliebt ist, so konnte er dem Kitzel nicht widerstehen, mit dem zottigen Preiskämpfer auch einen Gang zu wagen. Nicht ohne Widerstreben gab der Herr die Erlaubniß. Der Appenzeller ging dem Bären entgegen und dieser erhob sich kampfbereit. Beide umfaßten sich, der Appenzeller suchte mit all seiner Kraft dem Gegner einen Ruck zu geben, flog aber augenblicklich nieder und der Bär, durch den Widerstand zornig geworden, fuhr über den zu Boden geworfenen

Mann her und suchte ihm trotz des Maulkorbes mit seinen Zähnen die Kleider vom Leibe zu reißen. Aus dem Spaß war plötzlich Ernst geworden. Eiligst sprang der Herr hinzu und suchte den Bären an der Kette fortzureißen. Das nahm dieser sehr übel, wandte sich um gegen den eigenen Herrn und drängte ihn in den Zuschauerkreis. Nun sprang der eigentliche Führer und Meister, der den Bären abgerichtet, herzu, ergriff die Kette, drang mit donnerndem Scheltwort auf den Unbotmäßigen ein und brachte ihn wieder zur Ruhe. —

Die ganze Bärenzieherei war und ist übrigens nur Thierquälerei. Ich erinnere mich aus der Kinderzeit, wie ich Mitleid mit dem armen Thiere bekam, als ich sah, wie man es von Straße zu Straße schleppte, und zwang, in Staub und Hitze immer denselben Tanz auszuführen! Es dämmerte in mir der Gedanke, daß Zähmung und Knechtschaft eines und dasselbe seien. Darf man sich wundern, wenn ein Jahre lang von seinem „Meister“ umher gezerrter und gemißhandelter Bär auf seine alten Tage grimmig und bissig wird? Wenn er dann nicht von selber erblindet, so raubt man ihm auch wohl das Augenlicht, um vor seinen Zornausbrüchen gesichert zu sein!

Wie viel besser hat es doch der gefangene Bär in den Thiergärten, wie man sie jetzt in großen Städten angelegt hat! Da kann er in seiner Familie behaglich leben, bekommt ein eigen Haus und eigenen Hof, ein Wasserbecken, worin er bei großer Sommerhitze baden, einen Kletterbaum, an dem er seine Kletterkunst zeigen und sie den Jungen lehren kann. Diese sind äußerst drollige Geschöpfe und erinnern in ihrer Spiel- und Kletterkunst an die Affen. Auch in der Art, wie sie Leckerbissen, die man ihnen zuwirft, auffangen und mit größtem Behagen verspeisen, liegt viel Komisches. Bären, alte und junge, sind Leckermäuler und Feinschmecker, vor Allem auf Honig, süße Früchte und Wurzeln erpicht.

Wer mag wohl ohne Lachen am Bärenzwinger in Bern dem Spiele zugehört haben, wenn necklustige Knaben gelbe Rüben (Mohrrüben) an einem Faden in den Zwinger hinunter werfen und sie dann dem Leckeren Peh vor der Nase herum tanzen lassen! Er sucht sie mit einer der Vordertagen zu greifen, schnappt nach der süßen Speise; endlich verliert er die Geduld, macht mit geöffnetem Machen einen gewaltigen Sprung und hat die Beute erhascht! Der Zuckersaft der Mohrrübe ruft auch ein süßes Behagen in der Bärenseele hervor und während die starken Backzähne die Wurzel zermalmen,

leuchtet aus den verschmißten Augen die hellste Freude.

Der Berner Bärengraben hat aber nicht bloß komische, er hat auch tragische Geschichten erlebt. Es war im Sommer des Jahres 1860, als in der Schweizerischen Bundesstadt eine Gesellschaft junger Engländer bis tief in die Nacht hinein zechte. In der Morgenfrühe um zwei Uhr brachen sie auf und nahmen ihren Weg zur Nydeckbrücke, wohin man seit 1858 den Bärengraben verlegt hat. Dort soll, lautet eine an einem Denkstein aufgefundenene Inschrift, der erste Bär, dem die Stadt ihren Namen verdankt, von den Erbauern der Stadt erlegt worden sein. Einer der lustigen Engländer hatte sich in seiner Weinlaune vermessert, er wollte zu den Bären hinabsteigen; es war Capitain Lork, der die Belagerung von Sebastopol mitgemacht hatte.

Bei dem Bärenzwinger angelangt, sprang der Genannte auf die Umfassungsmauer desselben und machte auf ihr lachend die Runde. Sei es, daß er über einen Stein strauchelte oder daß er plötzlich schwindlig wurde — er glitt aus und fiel in den gepflasterten, dreißig Fuß tiefen Zwinger hinab. Von dem Falle betäubt, lag er eine Minute bewußtlos da. Er war gerade vor dem Zimmer des alten Bären-Papa niedergestürzt. Die Bären-Mama mit ihren zwei Jungen schielte auf dem andern Flügel des Hauses. Noch rührte sich weder im einen noch im andern der Bären-Appartements. Der Engländer war inzwischen zum Bewußtsein gekommen, raffte sich auf und schrie um Hülfe. Aber wie sollten seine Gefährten ihm beistehen, da sie keine Leitern und Stricke hatten! Vom Lärm aufgestört erhob sich bereits der Bär von seinem Lager, brummend, daß man ihn bei „nachtschlafender Zeit“ gestört. Er tritt hervor, gloßt den ungewöhnlichen Besucher mit schläfrigen Augen an und beschneiffelt ihn, doch ohne ihm ein Leides zu thun.

Unterdessen hatten die Gefährten in höchster Angst ein Seil herbeigeschafft und es dem Capitain zugeworfen, der es alsbald erfaßte und daran emporgezogen wurde. Schon war er mehrere Fuß über dem Boden, schon glaubte er sich gerettet, als der Bär ihm nachsprang, ihn mit seinen Pranken umfaßte und wieder in den Zwinger hinabzog. Wiederum lag er unten, sprang dann wie sinnlos auf und jagte um den Zwinger herum; der Bär ihm nach, nun auch hitzig und zornig geworden. Bald hatte das Thier sein Opfer eingeholt und warf es abermals nieder. Der Mann schlägt in Verzweiflung um sich und darob wird der Bär erst recht wild. Unten erfolgt nun eine

entsetzliche Scene: Schrei auf Schrei, vermischt mit dem Brummen des wüthenden Thieres und dem Knacken seiner arbeitenden Kinnladen — und nach wenigen Minuten ist der Unglückliche eine zerstückte Leiche! Händeringend standen die Gefährten oben, wie vom Schrecken gelähmt, unfähig zu helfen. Erst nach zwei Stunden konnte man den blutigen, ganz verstümmelten Körper dieses Mannes aus dem Zwinger herausbringen. —

Jung eingefangen gewöhnt sich der Bär bald an den Menschen, der ihn nährt und pflegt, doch den älteren Thieren ist nimmer zu trauen. In der „Alpenpost“ (Bd. VII, S. 98) berichtete ein Badegast aus den Bädern von Bormio von einem noch

Pfoten um sich und wies die Zähne — Alles vergebens. Jäger Toni hielt fest, trug ihn im Triumph durch das Dorf in seine Wohnstube und legte ihn dort an eine Kette.

Alt und Jung strömte nun herbei, den Gefangenen zu sehen, der sich aber in kindlicher Schüchternheit und des Anblicks so vieler Menschen ungewohnt in einem Winkel verkroch. Eine ihm vorgelegte Schüssel Polenta (gekochtes Maismehl — das tägliche Brod der italienischen Schweizer und Südtiroler) rührte er nicht an. Um ihn zutraulich zu machen, ließ man ihn in der Familienstube, behandelte ihn wie ein Glied der Familie und nannte ihn Toni. In der Nacht, da Alles schlief, faßte



ganz jungen Bären, dessen Mutter erschossen worden war und der nun rath- und hülflos sich in die Nähe der Menschen gewagt hatte. Die Kinder von Premadio, einem Dörfchen in der Nähe des genannten Bades, wollten eben zur Schule gehen, als sie das sonderbare hellgelbe bepelzte Wesen erblickten. Mit dem Geschrei: Il diavolo! il diavolo! (Der Teufel! der Teufel!) kamen sie in das Dörfchen zurückgelaufen. Die alten Mütterchen bekreuzigten sich, nahmen ihre Kinder in's Haus und verriegelten die Thür. Der beherzte Jäger Toni aber griff nach seiner Flinte und ging hinaus zu erkunden, was für ein Teufel dem Dorfe einen Besuch machen wolle. Auf einer Wiese an der Adda traf er den Gesuchten in Gestalt eines jungen Bären, schlich sich herzu und packte den arglos Grasenden beim Genick. Der kleine Mutz zappelte, schlug mit seinen

sich Toni ein Herz und stieg auf den Tisch, wo man ein am Abend geschlachtetes Zicklein in einer bedeckten Schüssel verwahrte, an welchem sich die Familie den folgenden Tag gütlich thun wollte. Toni hatte mit seiner feinen Nase das leckere Fleisch wohl bemerkt, machte sich über die Schüssel her und fraß das Zicklein mit Stumpf und Stiel auf. Sehr zufrieden mit der mitternächtlichen Mahlzeit kroch der Bärenknabe wieder unter das Bett, in welchem die Großmutter schlief, und fiel auch seinerseits in einen gesunden Schlaf. Doch als Toni, der Jäger, am andern Morgen die Schüssel leer fand, war er über die Heldenthat des Pflege Sohns wenig erfreut, packte ihn abermals beim Kragen und brachte ihn in den Stall, allwo er eine leere Krippe zu seiner Schlafstätte machen durfte. Die alte Großmutter brachte ihm fortan die Polenta,

die er auch bald, in Ermangelung von etwas Besserem, schmachhaft fand und der Pflegerin aus der Hand fraß. Sie führte ihn auch bei guter Witterung an der Kette spazieren, streichelte ihn und sprach mit ihm, wie mit einem Kinde. Gingen Leute vorüber, so flüchtete sich ihr junger Pflegling auch wohl unter ihren Rock. Als der italienische Minister Visconti-Benosta nach Bormio kam, interessirte er sich so für den hoffnungsvollen Toni, daß er beschloß, ihn für den Thiergarten in Mailand anzukaufen, allwo er jetzt kräftig heranwächst, sich sehr wohl befindet und statt der gemeinen Polenta mit allerlei Naschwerk, Milchbröddchen und Butterwecken gespeist wird, welche die Besuchenden nicht verfehlen ihm zu spenden. —

Die gute Wartung und Pflege, wobei es auch nicht an allerlei Turnübungen fehlt, welche den Leib geschmeidig erhalten, bewirkt, daß die Bären in ihren gemauerten und ummauerten Residenzschlössern ein hohes Alter erreichen. In Bern erreichte ein stattlicher männlicher Bär das Alter von 47 Jahren, und eine Bärin bekam noch im 31. Jahre ihres Alters zwei Junge. Der warme Stall ersetzt ihnen im Winter recht wohl die Baum- oder Felshöhle; sie fressen im Januar und Februar sehr wenig, kaum ein Bröddchen des Tages, doch kommen sie täglich vor, um zu saufen. —

Der Gutsbesitzer von Pietrusky in Galizien hielt sich längere Zeit ein Bärenmännchen mit zwei Weibchen. Im Monat Januar wurden von der einen Bärin zwei Junge geworfen, niedliche Thierchen, mit sehr spitzer Schnauze, silbergrau mit einem schneeweißen Halsbändchen, wie die jungen Hunde blind. In den ersten zwei Wochen verließ die Mutter ihre unbeholfenen Sproßlinge nicht einmal, um Wasser zu trinken, sondern lag beständig bei ihnen, legte alle vier Tage um sie herum, damit sie's recht warm haben möchten, oder bedeckte sie auch mit der Schnauze. Erst nach 14 Tagen nahm sie etwas Milch, die ihr jedoch ganz nahe gestellt werden mußte. Als die Säuglinge drei Wochen alt waren, richtete sich die Mutter öfters auf. Die Jungen waren vier Wochen blind. Erst nach Verlauf von acht Wochen fingen sie an, langsam herumzugehen. Im April spielten sie auf dem Hofe. Im Mai hatten sie die Größe eines großen Mops Hundes, liefen hurtig, und begleiteten Herrn von Pietrusky auf seinen Spaziergängen. Im August wurden sie nicht mehr gefängt.

Sie bleiben — gleichviel, ob in der Freiheit oder in der Gefangenschaft — bei der Mutter bis zum folgenden Jahr; diese hütet und pflegt sie mit

größter Sorgfalt und beschützt sie auch vor zu frühzeitigen Besuchen ihres Herrn Papas. Derselbe bekommt nämlich mitunter, gleich dem Kater, der auch zuweilen die eigenen Jungen frist, Appetit nach dem Fleisch seiner Kinder. Die Mutter merkt aber sogleich, wenn er in räuberischer Absicht kommt, stellt sich brüllend auf die Hinterfüße, und läßt sich der Herr Gemahl dann noch nicht warnen, so erhält er eine Ohrfeige, daß ihm auf ein Weilschen Hören und Sehen vergeht und er dann wieder seinen Rückzug antritt.

Die Bären, welche in Deutschland als „gezähmte“ an der Kette, die durch den Nasenring geht, umher geführt wurden, stammten meistens aus Savoyen, und als sie dort seltener wurden, holte man sie aus den einsamen Wäldern der östlichen Karpathen und Rußlands. In den Felseinöden Schwedens und Norwegens gibt es noch immer viel Bären; in der Schweiz schwinden sie aber merklich dahin und nur in den weiten Felsrevieren der Graubündner und theilweis der Südtiroler Alpen vermögen sie noch Zufluchtsstätten zu finden.

Früher war der Bär über ganz Europa verbreitet und kam im vorigen Jahrhundert auch noch in Deutschland vor, doch spärlich. Friedrich August der Starke, Churfürst von Sachsen und König von Polen, liebte die Bärenhaß überaus und ließ sich die Bären dazu aus Polen kommen. Eine ganze Hundemeute, sogenannte Bärenbeißer, wurde auf den armen Peß losgelassen, dem man als Zufluchtsort ein theils mit Wasser gefülltes Faß hingelegt hatte. Ward er von den Hunden zu sehr gezwackt, so zog er sich in das Faß zurück und theilte nun rechts und links Ohrfeigen an die Hunde aus, wobei alle so naß wurden, daß sie triefen. Man pflegte ihn auch durch Schwärmer und Sternbolzen zu reizen und mit einem kleinen ausgestopften rothen Männchen in Zorn zu bringen. Zuletzt wurden die großen Kammerhunde auf den Bär geheßt und wenn sie ihn gestellt hatten, ward er mit eisernen Lanzen erstochen. Dann trug man ihn in's Rauchhaus, wo der beliebte Bärenschinken zum Räuchern aufgehängt wurde.

Aehnlich machen es die Völker in Ost-Sibirien, am Amur-Strom. Die Giljaken veranstalten alljährlich Bärenfeste, bei denen sie den auf einen Schlitten gebundenen Peß feierlichst im Dorfe umherfahren, dann an einen Pfahl binden und schließlich das von Pfeilen durchbohrte Thier, das sie sorgsam zuvor mit Fischen gemästet haben, verspeisen.

Arthur Nordmann berichtet von seiner Reise am Amur, daß er den Bären häufig beim Fischfang

überrascht habe, namentlich zur Zeit, wenn der Lachs die Flüsse und Waldbäche hinaufsteigt. Der „Kog“, wie ihn die Gitjaken nennen, ist ein so eifriger Fischer, daß er bei seiner Lieblingsbeschäftigung gar nicht merkt, wenn sich ihm ein Jäger nähert. Er setzt sich mitten in den seichten Fluß, den dicken Kopf mit der spitzen Schnauze andächtig seitwärts geneigt! die Tase zum Schlage erhoben. Kommt in dem Wasser ein Lachs angeschwommen, so fährt die Bären-tase nieder und schleudert den Fisch ans Ufer. Dann geht auch Meister Pex aufs Trockene, um seinen Fang gemächlich zu verzehren. Fällt seine Jagdbeute reichlich aus, so wird er wählerisch, und als Feinschmecker von Haus aus, frist er dann bloß die Köpfe der gefangenen Fische und läßt das Uebrige verfaulen. Diese Leckerhaftigkeit wird ihm aber zuweilen verderblich, denn der Geruch der saulenden Fische verräth den Jägern seinen Fischplatz.

In den großen Urwäldern Rußlands und Sibiriens, wo er gar nicht oder doch nur selten gestört wird, hält der Bär einen festen Stand, und nur um sich Leckerbissen, wie Fische, Honig, Erbsen und grünen Haser, aufzufuchen, unternimmt er größere Ausflüge, von denen er jedoch regelmäßig auf seinen alten Standort zurückkehrt. —

Mit Einbruch des Winters sucht der Bär eine Höhle auf, fällt in einen schlafartigen Zustand und saugt an seinen Tazen. Nur die starken männlichen Bären graben sich eine Höhle aus, während die Bärin und die schwächeren Männchen entweder in einem hohlen Baume oder unter einem Windbruche sich aus dürren Reisern, Moos und Blättern ihr Winterlager bereiten. In gebirgiger Gegend finden sie leicht natürliche Felslöcher und wissen diese so gut zu benutzen, daß man sie nicht leicht entdeckt.

Im Februar, wenn sie ihr Lager verlassen, ist die Haut an ihren Tazen noch sehr empfindlich und das Gehen wird ihnen schwer. Von der Jagd auf größere Thiere müssen sie noch abstehen, da sie zu matt sind. Ihrem gleichfalls noch schwachen Magen sind dann allerlei Wurzeln sehr willkommen. In den russischen Wäldern sucht sich der Bär zur Frühlingszeit (im Mai und Juni) zur Aesung die jungen saftigen Stengel des Bärenkrau (Heracleum sphondylium), welches ansehnliche Kraut auch bei uns auf feuchten Wiesen wächst. Erdbeeren und Himbeeren sind sein Lieblingsgericht. Letztere soll er auf eine sehr eigenthümliche Art verpeisen. Er setzt sich wie ein Hund auf die Hinterpranken, faßt mit den Vordertazen den Himbeerstrauch und zieht sich denselben durch das Maul. Im Herbst verpeist er

die rothen Beeren des Faulbaums (Rhamnus frangula), auch Wegdorn genannt.

Sind weidende Pferde, Kühe und Elchwild*) in der Nähe — Roth- und Rehwild gibt es im europäischen Rußland fast gar nicht mehr —, so wagt er, um zum Gemüse auch einmal ein Fleischgericht zu bekommen, einen Angriff und paßt die Gelegenheit ab, dem Thiere seitwärts auf den Hals zu springen, sobald es sich von der Herde getrennt hat. Vor den Hufen der Pferde hat er aber Respekt, noch mehr als vor den Hörnern des Rindviehs. Gelingt es ihm aber, eine Kuhherde aus einander zu sprengen und stürzt vollends eine Kuh bei der Flucht, dann sitzt ihr die wuchtige Tase sogleich im Nacken, und nur ein besonders starkes Thier mag sich noch seiner erwehren.

Hat der Bär ein Kind oder Pferd zerrissen, so frist er erst die Eingeweide und dann die übrigen Theile; den Rest vergräbt er sorgfältig, oder bedeckt ihn, wenn er Eile hat, mit Laub und Moos. Scheint ihm die Stelle nicht sicher, so schleppt er seine Jagdbeute oft weit weg. Ein Pferd oder eine Kuh wird von ihm über umgestürzte Baumstämme, durch Waldbäche, sogar bergaufwärts gezogen.

Spürt er im Walde die Honigwaben der wilden Biene, so ist ihm kein Stamm zu hoch und zu glatt, er klettert hinauf. Seine Tase ist oft zu breit, um in das Flugloch der Bienen zu gelangen; dann sucht er mit der spitzen Schnauze hineinzu-bohren.

In den Felsrevieren der Schweizer Alpen muß er auf solche Waldgenüsse verzichten. Um so eifriger stellt er im Sommer den Schafen und Ziegen nach, die auf die höchsten Alpenweiden getrieben werden.

Als ich vor mehreren Jahren zu Ponte im Ober-Engadin, am Ausgang des Albula-Passes, Sommerfrische hielt, sah ich mit Anbruch der Nacht drüben auf einer Fels-terrasse des Piz Mezzem regelmäßig ein Feuer brennen. Auf mein Befragen theilte man mir mit, daß es die Bergamascher Schafhirten seien, welche das Feuer unterhielten, um die Bären von der Herde abzuhalten.

Im Ober- und Unter-Engadin, auch im benachbarten Münsterthal, besonders aber in den Wildnissen der Tessiner Alpen fristet noch manche Bärenfamilie ihr Dasein, obgleich alle Jahre alte und junge Bären geschossen werden. Da können Jagdliebhaber, die mit dem Meister Pex einen Zweikampf bestehen wollen, noch am ersten zum Ziel gelangen. Es hält aber schwer, dem Bären nahe zu kommen. Er

*) Das Elenthier (Cervus alces).

meidet den Menschen, wo er kann, und nur seine Trägheit ist oft Schuld, daß er sich überraschen läßt. Hat er einen Verfolger gewittert, so sucht er sich schnell zu bergen und entweicht. Wird er dann aber verwundet und rückt ihm der Schütz zu nahe auf den Pelz, so stellt er sich auf seine Hinterfüße, geht aufrecht mit ausgebreiteten Vorderpranken auf seinen Feind los und sucht ihn in gewaltiger Umarmung zu erdrücken.

Wie zäh ein Bärenleben ist und wie das Thier grade dann, wenn es tödtlich verwundet ist, dem auf dasselbe eindringenden Menschen gefährlich wird, hat der Verlauf vieler Bärenkämpfe gezeigt. Im November des Jahres 1838 war Clemens Riede aus Dissentis im Vorderrheinthal den ganzen Tag der Spur eines Bären gefolgt, bis sich dieselbe an einer abschüssigen Felswand verlor. Schon war die Dämmerung hereingebrochen und es war darum doppelte Vorsicht von nöthen. Mit gespanntem Gewehr dringt Clemens in die Oeffnung des Felsens ein und bald erblickt er die funkelnden Augen und eine vorgestreckte Tazze des Bären. Den Kopf und Leib des Thieres verhüllte die Finsterniß. Der Jäger legt an, ohne sich lange zu besinnen, und schießt. Ein schreckliches Gebrüll erfüllt die Höhle und eiligt zieht sich der Mann zurück. Da ihm aber der Bär nicht folgt, bekommt er wieder Muth, läßt sein Gewehr aufs neue und kehrt in die Höhle zurück. Die Flammenaugen und die Tazzen sind verschwunden, Alles ist finster, der Bär muß schwer verwundet sein. Der Jäger horcht und nun vernimmt er ein leises Scharren mit den Klauen. Da übermannnt ihn der Schrecken und er eilt nach Hause. — Am andern Morgen sieht er die Sache ruhiger an und kommt zu dem Schluß, das Scharren könne nur der Todeskampf des Bären gewesen sein. In Begleitung dreier anderer Jäger macht er sich abermals auf den Weg zur Bärenhöhle. Alle vier Männer waren von dem Tode des Raubthiers so fest überzeugt, daß nur zwei ein Gewehr mitnahmen. Augustin Biscuolm von Dissentis hatte seinen Stutzen am Rücken festgeschnallt und kletterte zuerst in die Höhle. Plötzlich springt ihm der Bär mit zwei ungeheuren Säzen entgegen, umfaßt ihn und wirft ihn zu Boden. Der Ueberraschte, ein ausgezeichnete Jäger, ruft aus Leibeskräften seine Gefährten an, verliert aber keineswegs die Besonnenheit und packt auch seinerseits den Bären scharf an. Beide, miteinander ringend, rollen den Abhang hinunter, wobei es dem Manne gelingt, den Bären zu überwerfen und sich von dessen Umarmung zu befreien. Kaum hat jedoch der Jäger sein Gewehr abgeschnallt,

so dringt auch schon der Bär wieder auf ihn ein und es bleibt ihm nur Zeit, diesem den Gewehrkolben vorzuhalten, auf welchen der Bär mit weit geöffnetem Rachen sich stürzt. Unterdessen ist Clemens mit seinem Gewehr nahe gekommen und schießt den Bären in die Seite, worauf dieser zurückprallt und dem neuen Angreifer zu Leibe gehen will. Nun erhält er von Biscuolm, der sich schußfertig gemacht, die dritte Kugel, die ihn todt zu Boden streckt. Als man ihn näher untersuchte, ergab sich, daß schon der erste Schuß dem Thiere das ganze Gebiß zerschmetterte hatte. —

Bei der großen Sorgfalt, mit welcher die Bärin ihre Jungen behütet und in den ersten Jahren zur Jagd anleitet, geschieht es wohl, daß ein gewandter Jäger gleich auf einmal eine ganze Bärenfamilie vernichtet. Jakob Küng, der berühmte Bärenjäger von Zerneß (Unter-Engadin), hatte schon längere Zeit einer Bärenmutter nachgespürt, die mit ihren zwei Jungen die Gegend unsicher machte und verschiedene Schafe zerrissen, auch Hornvieh angegriffen hatte. Als er seine Streifzüge nach einem Berge „Traunter Mozza“ genannt, richtete, bekam er alle drei in Sicht. Ein Thal trennte ihn jedoch von den Bären. Er geht hinüber und faßt auf einem Hügel Posto. Da sieht er aber nur die beiden Jungen in seiner Nähe. Er nimmt das älteste zweijährige aufs Korn, schießt und streckt den jungen Mutz todt nieder. Im selben Augenblicke springt aber auch die Mutter von der andern Seite der Böschung hervor, sieht ihr todttes Junges und erhebt ein fürchterliches Gebrüll. Küng hat schon wieder geladen und sendet ihr eine Kugel in den Leib. Sie stellt sich auf die Hinterfüße und geht auf den Jäger los. Dieser gibt ihr die zweite Ladung und nähert sich dem jüngsten, um auch diesem das Lebenslicht auszublasen. Die Alte verfolgt ihn und erhält die dritte Ladung; sie stürzt. Der junge Bär begibt sich nun auf die Flucht, doch das tödtliche Blei durchbohrt auch ihn. Der Kampf hatte im Ganzen kaum fünf Minuten gedauert. Der glückliche Jäger zieht die beiden Jungen zur Bärin hin, schneidet jedem Thiere eine Tazze ab und begibt sich mit seinen Siegeszeichen auf den Rückweg nach Zerneß. Dort erhält er vom Vorstande das Schußgeld, Alles ist voll Freude, daß es drei Schaafräuber weniger gibt, und Tags darauf werden die todtten Mutzen auf einem Wagen nach Zerneß und dann nach Salsana geführt. Einige Tage später machten sie, schön bekränzt, die Reise bis nach St. Moritz hinauf, wo der kühne Jäger nicht nur Lob, sondern auch manches Frankenstück von den Gurgästen erhielt.

Ein heiteres Bären-Abenteuer fiel am 18. August 1860 auf dem Buffalora-Paß vor. Ein Bergamascher Schafhirt, dem einige Schafe todt gefallen waren, hatte — wie das in solchen Fällen von den sehr ökonomischen Hirten immer zu geschehen pflegt — denselben das Fell abgezogen und das Fleisch von den Knochen gelöst, um es in seiner Hütte zu trocknen. Nachdem er Alles zusammen gepackt und seinem Gaul aufgeladen hatte, setzte er sich selber aufs

Pferd und ritt in aller Gemüthlichkeit die Oesener Straße hinan. Da kommen ihm zwei junge Bären entgegen, von denen der eine zu heulen beginnt. Als bald stürzt auch die Bärin aus dem Walde hervor und fällt wüthend Kopf und Reiter an. Der Hirte springt ab, rennt so schnell als er zu laufen vermag davon und überläßt das Pferd seinem Schicksal. Doch dieses, tapferer als sein Herr, verliert den Kopf nicht, wendet sich mit den Hinterfüßen der Bärin zu und schlägt so kräftig

aus, daß diese von den Hufschlägen betäubt zurücktaumelt. Doch immer wieder springt das nach dem Schaf- und Pferdefleisch lüsterne Raubthier heran und das Pferd parirt seinen Angriff, wobei ihm des Hirten Mantel von braunem Loden entgleitet, der dem Bären auf den Kopf fällt. Im Wahn, ein neuer Feind umfasse sie, läßt die Bärin vom Pferde ab und zerreißt den wollenen Mantel in tausend Stücke. Dieses Zwischenspiel benutzt der Gaul, ergreift auch seinerseits die Flucht und langt glücklich im Oesener Wirthshause an, allwo ihn

jedoch in Folge der übermäßigen Anstrengung eine Krankheit befällt. —

Im Jahr 1856 erschossen im Hochthal Davos (gleichfalls zum Kanton Graubünden gehörig) zwei Männer eine alte Bärin in ihrer Höhle und dann auch ihre beiden Jungen. Die Alte wog 242 Pfund, das eine Junge 82, das andere 60 Pfund. Die drei Thiere zusammen ergaben 90 Pfund Fett. Sie hatten im Laufe des Jahres gegen 100 Schafe zerrissen. Die

Landschaft zahlte den Jägern eine Prämie von 300 Franken; jede umliegende Gemeinde 40 Franken. — Im vorigen Jahrhundert, als den Bären noch weniger erfolgreich nachgestellt wurde und ihr Jagdbezirk noch nicht so beschränkt war, erlegte man nicht selten Thiere, die 300—400 Pfund wogen.

Der große Bär, den Jakob Küng auf dem Gebiet von Süs (Unter-Engadin), in einer Geröllschlucht des Arpiglia-Berges erlegte, wog 480 Pfund, das Pfund zu 32 Loth. Das Fett

allein wog 86 Pfund. Solche Riesen kommen gegenwärtig kaum noch vor. Das schwerste Thier in den letztvergangenen Jahren schoß Maurizio Riggetti von Cama in den Tessiner Alpen am 30. Nov. 1872; es wog 415 Pfund.

Wenn auch langsamer, wird den Bären der Schweizeralpen das Schicksal des Lämmergeiers ereilen; er wird im Verlauf des nächsten Jahrhunderts in den Alpen ausgerottet sein, wie er im vorigen Jahrhundert aus den deutschen Bergen und Wäldern verschwanden ist.



Thüringische Sagen und Geschichten.

Von

Wilhelm Osterwald.

Original-Zeichnung von Eugen Klimsch.



Von Ludwig dem Springer.

Die Macht des alten Königshauses von Thüringen ging zu Grunde, als Bifino's Sohn Hermanfried auf den Rath seiner Gattin Amalaberga, einer Nichte des großen Gothenkönigs Theoderich, seine beiden Brüder frevelhaft ums Leben gebracht hatte. Sachsen und Franken vereinigten sich gegen die Thüringer und schlugen sie in zwei Schlachten bei Ronnenberg unweit Hannover und bei Scheidungen an der niederen Unstrut, dem alten Sitze der Könige Thüringens, im Jahre 528. Hermanfried mußte aus dem Lande fliehen und fiel in Zülpich durch Meuchelmord, sein Sohn Amalafried trat mit vielen Thüringern in byzantinische Dienste. Nordthüringen oder das Land nördlich der Helme und Unstrut bis zur Ohra und dem Harz fiel den Sachsen anheim, das Gebiet südlich des Thüringer Waldes bis zur Donau nahmen die Franken in Besitz und nannten es fortan Ostfranken; der Rest des thüringischen Landes ward als fränkische Provinz unter die Botmäßigkeit der Herzöge von Sachsen gestellt, oder vom Kaiser mit der Verwaltung des Landes betrauten Grafen, später Landgrafen genannt, untergeben.

Unter der Regierung der Kaiser aus dem Hause der fränkischen Salier erhielt die Würde eines Grafen von Thüringen ein dem kaiserlichen Hause selbst verwandter Edler Namens Ludwig, der wegen seines starken und langen Bartes, über den er kein Scheermesser kommen ließ, gewöhnlich nur der Graf mit dem Barte oder der bärtige Ludwig genannt wurde. Dieser verwaltete das Land im freundlichen Einvernehmen mit den alteingesessenen Adelsgeschlechtern wie z. B. den Grafen von Gleichen, Mühlberg, Käfernburg u. s. w., so trefflich und erwarb sich durch Urbarmachung und Besiedlung der Thalgründe und Waldränder solche Verdienste um Thüringen, daß ihm der Kaiser immer gewogener wurde und ihm das Land als ein Reichsfahndlehn mit den Wappen von Thüringen und Hessen gab, doch so, daß den Grafen und Freiherrn des Landes, die ihre eigne Gerichtsbarkeit hatten, ihre Rechte unverkürzt blieben.

Da baute sich Graf Ludwig mit Bewilligung des Kaisers und des thüringischen Adels eine eigene

Burg bei Friedrichroda am Fuße des Inselsberges auf einem oben langen und schmalen Berge, der auf jeder Seite eine springende Quelle hatte und gute Umschau bot, und nannte sie darum wohl Schauenburg.

Als die Burg fertig gebaut und fürstlich eingerichtet war, führte der Graf mit dem Barte eine junge Wittwe, die Schwestertochter des Herzogs von Braunschweig Namens Cäcilia als Gattin heim, die ihm die Stadt Sangerhausen mit zahlreichen Gütern, Zinsen und Gerechtfamen zubrachte, und lebte glücklich mit ihr bis an seinen Tod, der ihn zu Mainz auf der Rückreise von Speier überraschte, wohin er gereist war, um den Kaiser Heinrich, den dritten dieses Namens, bestatten und einen neuen Kaiser wählen zu helfen.

Der junge Ludwig, der älteste seiner Söhne, erhielt die Beste Schauenburg nebst allem Land, das vor dem Walde lag, bis an den Ausfluß der Hörjel. Er war erst sechzehn Jahr alt, als er in der Nachfolge seines Vaters das Amt eines Grafen von Thüringen übernahm, aber er trat von vorn herein recht wacker in seines Vaters Fußtapfen, hielt sich gleich ihm in gutem Einvernehmen mit den Edlen des Landes, holte sich ihren Rath ein, wo er dessen bedurfte, und verwaltete das Land so weise und gerecht, als es ihm bei seiner großen Jugend möglich war. Als sein Bruder Beringer gestorben war, kaufte er von dessen Sohn Konrad die Herrschaft Sangerhausen in der goldenen Aue und suchte auch sonst seinen Landbesitz nach allen Seiten zu erweitern.

Da redeten ihm seine edlen Freunde zu, sich nach einer Gattin aus einem vornehmen Fürstenhause umzusehen, damit er durch die Verwandtschaft mit ihr noch mehr Macht und Ansehen gewinne, und auf ihren Rath vermählte er sich mit einer Tochter des Herzogs Ulrich von Sachsen.

Aber das war leider keine glückliche Wahl. Denn als er seine junge Gattin mit Freuden auf seine liebe Schauenburg geführt hatte und nichts anderes erwartete, als daß es ihr dort im Anblicke der schönen Thüringer Berge und Wälder eben so gut gefallen würde als ihm selbst, rümpfte diese vornehm ihr Näschchen, blickte auf Alles, was ihr vor-

kam, hochmüthig und verächtlich herab, ließ auch gar bald merken, daß ihr der Stand ihres Gemahls gegen den ihres herzoglichen Vaters viel zu gering sei, und war in ihrem Prinzessinnendünkel zuletzt so rücksichtslos und unerträglich gegen Ludwig, der doch ein junger, schöner, edler und ritterlich gebildeter Mann war, daß dieser endlich die Geduld verlor, die stolze Herzogstochter kurzweg wieder zu ihrem Vater zurückschickte und ihm kund und zu wissen that, er möge sie getrost so lange zu Hause behalten, bis er ihr gut genug wäre.

Als die verstoßene Stolge zu Hause ankam, wurde sie nicht bloß von ihren Eltern, sondern auch von allen Verwandten und Freunden mit solchen Vorwürfen wegen ihres Benehmens überhäuft, daß ihr hochmüthiges Herz die Schande nicht ertragen konnte, sondern noch in demselben Jahre vor Scham und Zorn brach.

Den jungen Grafen Ludwig hatte die Lösung des Verhältnisses zu seiner Gattin doch mächtig aufgeregt, denn er hatte ein warmes und liebebedürftiges Herz und würde die kaum erworbene und mit so herzlicher Freude heimgeführte Gattin gewiß nicht wieder zurückgeschickt haben, wenn ihr hochfähriger Stolz seine Mannesehre nicht gar zu bitter verletzt und gekränkt hätte.

Als sie jedoch fort war, fühlte er auf seiner Schauenburg sich doppelt einsam und unbehaglich: eine innere Unruhe trieb ihn hinaus und ließ ihn bald auf der Jagd, bald in ritterlichen Abenteuern, bald im Verkehr mit den Edlen seines Landes Zerstreuung suchen. So war er selten zu Hause, sondern stürmte entweder durch den ungeheuren Grund am Thorstein vorbei zum Inselsberg hinauf und wieder auf der andern Seite hinab ins anmuthige Drusen-
thal nach Brotterode, und wieder zurück ins schöne Apfeldtthal und an die Hürfel und ihren geheimnißvollen Berg, oder er zog durch das ganze Land von der Werra bis zur Mündung der Unstrut an der Saale (in deren Nähe er sich eine neue Burg erbaute, an deren Fuße später das Städtchen Freiburg entstand), und wer von den Grafen und Freiherrn, die er auf diesen Streifzügen mit oder ohne Gefolge besuchte, ihm das lustigste und geräuschvollste Bankett gab, der war ihm der liebste.

Graf Ludwig hatte vom Kaiser Heinrich IV. das Recht erhalten, so viele Burgen, Städte, Dörfer und Gerichte durch Kauf an sich zu bringen, als er konnte oder wollte, auch neue zu bauen und zu gründen, und so richtete er seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Grenzen seines Landes und suchte sie durch Burgen und Städte gegen die Nachbarn

zu befestigen. So war, wie wir eben gesehen haben, schon die Neuenburg und das Städtchen Freiburg an der Unstrut entstanden, und so entstand an der Nordseite des Thüringer Waldes die Wartburg über der Stadt Eisenach, die er mit Festungsmauern umgeben ließ.

Offenbar bedeutet der Name Wartburg etwas Aehnliches als der Name Schauenburg, nämlich eine befestigte Warte, von der man nach allen Seiten hin vorsichtig ausspähen kann; aber auch auf diesen Namen hat das Volk eine Geschichte gemacht und erzählt in seinen Sagen, Graf Ludwig sei einst bei der Verfolgung eines Wildes vom Inselsberg bis in die Hürfelniederung geritten und von da an den Berg gekommen, auf welchem jetzt die vielgefeierte Burg steht, und als er die günstige Lage des steilen Felsenberges ins Auge gefaßt, habe er überrascht ausgerufen: „Wart' Berg, du sollst mir eine schöne Burg werden!“ und davon habe die Burg den Namen Wartburg erhalten.

Der Berg aber, der dem Grafen Ludwig so überaus wohl gefiel, gehörte damals noch den Herren von Frankenstein, die nahe dabei schon auf dem Metilstein (jetzt Mädelstein genannt) eine Besse hatten, die für die beste in Thüringen galt, ehe die Wartburg gebaut war; ihren Stammsitz aber hatten sie jenseits des Waldes bei Salzungen dicht über der Werra.

Nun hatte aber Ludwig zwölf tapfere Ritter bei sich, mit denen ging er, als sie sich zu ihm gefunden hatten, weislich zu Rathe, wie er den Berg in seinen Besitz bringen könnte, ohne daß ihm die Frankensteiner etwas anhaben könnten. Da wurden sie einig, daß während der Nacht vom Schauenberg, der dem Grafen gehörte, Erde in Körben auf den Wartberg getragen und darauf gestreut würde, und auf dieser so gewonnenen Erddede schlug der Graf einen hölzernen Burgfrieden oder eine Befestigung auf, hinter der er sich gut vertheidigen konnte.

Als bald kamen die Herren von Metil- und Frankenstein und wollten ihr Recht auf den Berg wahren und den Grafen von demselben vertreiben, konnten ihm aber auf seiner Bergveste nichts anhaben. Darauf verklagten sie ihn bei Kaiser und Reich als einen, der sich ihres Besitzthums widerrechtlich und gewaltfam anmaßte; aber Ludwig antwortete auf des Reichs Befragen, er habe die Burg auf seinem eigenen Boden gebaut und hoffe sie daher auch nach Urtheil und Recht als sein Eigenthum zu behalten. Darauf erkannte das Reichsgericht: wenn er mit zwölf freien und redlichen Männern beweisen und beschwören könne, daß das Land, auf

dem er gebaut habe, sein eigen wäre, so solle er es behalten. Da nahm Ludwig jene zwölf Ritter zu Eideshelfern, und trat mit ihnen auf den Berg. Und sie steckten ihre Schwerter in die von ihnen selbst hinaufgeschaffte Erde und schwuren, daß ihr Herr, Graf Ludwig, auf seinem eigenen Boden stände und daß dieser Boden (nämlich der vom Schauenberge hierher geschaffte) schon vor Alters zum Lande und zur Herrschaft von Thüringen gehört hätte. Und so behielt er denn wirklich den Berg.

Die Verwandten des Pfalzgrafen Friedrich, den er vor Jahren in heftigem Streit seiner verrätherischen Frau wegen ermordet hatte, die er später zu seiner Gattin machte, hatten inzwischen schwere Klage wieder Ludwig bei Kaiser Heinrich IV. erhoben, aber sie konnten bei diesem, der dem Landgrafen gnädig gesinnt war, nichts ausrichten; als aber der vierte Heinrich gestorben und der fünfte dieses Namens an seine Stelle trat, erneuerten sie ihre alte Klage, und der neue Kaiser ließ den Landgrafen sofort vor sich laden. Als dieser sich nicht stellte, sondern seinen Sitz von einer seiner Burgen auf die andere verlegte, gab der Kaiser Befehl auf ihn zu fahnden und ihm nachzustellen und heimlich aufzulauern. Und das geschah so eifrig, daß er trotz aller Vorsicht endlich doch unversehens in die Gewalt der kaiserlichen Dienstmännern gerieth, die ihn alsbald auf die Beste Giebichenstein an der Saale bei Halle führten, wo er lange in enger Haft gehalten wurde.

Zwei Jahre und acht Monate saß er so gefesselt in dem engen Kerkergemach und hatte Zeit genug, über seine schweren Sünden nachzudenken. Bekümmerten Herzens blickte er durch sein Kerkerfenster auf die Saale hinab, die sich dort zwischen ihren Felsenuffern fast so schön, wenn auch nicht so breit, als der Rhein hindurchwindet, damals aber näher als jetzt am Fuße des Burgberges vorüberfloß, und auf die gegenüberliegenden Felsen und Höhen, die ihn an sein geliebtes Thüringerland erinnerten und seine Seele mit schmerzlicher Sehnsucht erfüllten.

Ein Entkommen schien unmöglich, da er nicht bloß stark gefesselt war, sondern auch täglich von sechs Rittern bewacht wurde; dennoch sann er Tag und Nacht auf Flucht und hoffte sie trotz aller Schwierigkeiten doch noch zu ermöglichen, denn er war ein Mann von unbändiger Kühnheit. Als er erfuhr, daß man endlich des Kaisers Rückkehr, der so lange auf einer Kriegsfahrt außer Landes war, in kurzer Frist erwarte und daß es ganz den Anschein habe, als werde er dem Gefangenen das Leben abiprechen, forderte Ludwig, man möge seinen Schreiber zu ihm kommen lassen, auf daß er sein

Zeitliches ordnen und sein Haus bestellen könne. Auch möge man einen seiner Diener zu ihm lassen, den er mit Brief und Botschaft an seine Gattin zu entsenden gedenke.

Als sein Verlangen erfüllt wurde, gab er seinem Schreiber an, was er schreiben sollte, dem Diener aber, der gleichfalls erschienen war, befahl er heimlich, seinen weißen Lieblingshengst, den er für gewöhnlich nur seinen Schwan nannte, zu einer bestimmten Zeit an das Ufer der Saale, der Burg Giebichenstein gegenüber zu bringen und das Ross wie zur Schwemme in den Fluß zu reiten.

Als der Schreiber und der Diener ihn wieder verlassen hatten, nahm Ludwig eine überaus traurige Miene an, als dächte er an nichts als an den ihm so nahe bevorstehenden Tod, aß und trank nicht, schien auch nicht schlafen zu können und sprach zu den ihn bewachenden Rittern kläglich von der ernstlichen und schweren Krankheit, die ihn ergriffen hätte. Dadurch erlangte er, daß sie ihm die Fesseln abnahmen; er aber benahm sich wie einer, der sterben will, ordnete alles, was er für sein Seelenheil nöthig hielt, und ließ sich ein Sterbehemde bereiten. Dann klagte er fortwährend über heftigen Fieberfrost und erlangte dadurch, daß man ihm noch einige Mäntel brachte, mit denen er sich zudeckte, und so erwartete er, auf dem Lager liegend, seine Zeit und Stunde. Dabei gelobte er in heimlichem Gebete seinem Schutzpatron, dem heiligen Ulrich, eine neue Kirche, wenn er ihm zur Flucht aus der Haft behilflich sein wollte.

Als nun der von ihm bestimmte Zeitpunkt gekommen war, hielt sein Diener richtig mit dem Schwan am Ufer der Saale, der Burg gegenüber, auf der Saale aber fuhren Fischer mit zwei Rähnen, die verlangend nach den Fenstern des Burgturms hinauffschauten. Die sechs Hüter des Gefangenen hatten sein Gemach wie immer sicher und fest verschlossen, und saßen arglos am Tische und vertrieben sich die Langeweile mit einem Bretspiel. Da sagte der kranke Gefangene, er glaube einige Besserung seines Zustandes zu verspüren und wolle versuchen, ob er wieder ein wenig gehen könne. Er ließ sich deshalb einen Stab geben und versuchte einige Gänge im Zimmer auf und ab zu machen. „Ein klein wenig geht's schon,“ sagte er, „aber der garstige Frost will gar nicht von mir weichen.“ Und dabei hüllte er einen Mantel nach dem andern um seine Glieder. „Es ist aber freilich auch kalt genug hier in dem steinernen Zimmer,“ fügte er hinzu, „vergönnt mir nur, werthe Ritter, daß ich einen Augenblick das Fenster öffne, um mich an den

Strahlen der lieben Sonne, die draußen so freundlich scheint, zu erwärmen.“

Die Ritter fanden die Bitte so unverfänglich, daß sie ihn ruhig das Fenster öffnen ließen und, ohne auf ihn besonders zu achten, weiter spielten.

Ludwig aber hatte kaum seinen Schwan mit dem Diener und die Fischer in den Rähnen erblickt,

auf dem andern Ufer angelangt die nassen Mäntel abwerfen und auf dem Schwan in rasendem Galopp davon sprengen — das alles war das Werk weniger Augenblicke. Die Wächter aber hatten das Nachsehen, als er vor ihren erstaunten Blicken mit solcher Kraft und Behendigkeit dahinritt, als hätte ihm im Leben kein Finger weh gethan; und doch



die ihm verständnißvoll mit den Händen zuwinkten, als er sich rasch auf die Fensterbrüstung schwang, mit dem lauten Rufe: „Heilige Jungfrau Maria, hilf deinem Knechte!“ durch das Fenster von dem hohen Burgthurme hinunter sprang und, von den in den Lüften geschwellten Mänteln wie von einem Fallschirm getragen, unverletzt auf die Erde kam.

In den Rahn springen, den die Ruderer bereit hielten, sich auf den weißen Hengst schwingen, der ihm schon vom andern Ufer aus entgegen schwamm,

hatte er einen Sprung gewagt, der, so meinten sie, ihm das Leben gekostet hätte, wenn nicht ein unerhörtes Wunder geschehen wäre.

Ludwig aber ritt ohne Raft, bis er nach seiner guten Stadt Sangerhausen kam, wo er auch sein Gelübde getreulich erfüllte, indem er bald darauf dem heiligen Ulrich daselbst eine stattliche Kirche erbauen ließ. Er selbst aber erhielt von dieser Zeit an den Beinamen „der Springer“.

Als er nun wieder auf die Schauenburg zu

seiner geliebten Gattin Adelheid zurückgekehrt war, fügte es der gnädige Gott so, daß die beiden Gatten in ihrem Herzen eine heilsame Reue und tiefen Schmerz über die von ihnen begangene schwere Sünde, die Ermordung des Pfalzgrafen Friedrich, empfanden.

Graf Ludwig, der oft die reinigen Reden seiner Gattin und ihr schweres Seufzen hörte, senkte eines Tages voll tiefer Scham die Augen zu Boden, schlug an seine Brust und vergoß heiße Thränen der aufrichtigsten Reue und Buße, und Frau Adelheid weinte mit ihm, und so gaben sie sich eine Zeit lang ganz ihren schmerzlichen Gefühlen hin; dann sagte er zu seiner Gattin: „Ich gelobe Gott und dir, daß ich sobald, als ich kann, nach Rom zum heiligen Vater ziehen und mir Buße für unsre Sünden von ihm auferlegen lassen will.“

Nach dem Osterfeste stattete alsdann der Graf seine Kinder aus, ordnete alle Landesangelegenheiten, bestellte sein Haus, schickte einen Boten an den Bischof von Halberstadt, der ihm besonders gewogen war, und ließ ihn bitten, sein Begleiter auf seiner Reise nach Rom zu sein. Der Bischof willigte ein, und so zogen sie beide nach Rom, wo der Graf ohne Verzug dem Papste seine Sünden beichtete. Dieser ertheilte ihm aber Absolution unter der Bedingung, daß er ein Kloster stifte, und zur Ehre des heiligen Johannes des Evangelisten weihen lasse, wo es ihm am genehmsten scheine, und sich selbst hineinbegebe und seine Sünde lebenslang bereue. Damit werde er Gott versöhnen, auch dem Kaiser wie den Verwandten des ermordeten Pfalzgrafen und seiner eigenen Seele ein Genüge thun. Seiner Gemahlin aber solle er rathen, in gleicher Weise ein Frauenkloster zu stiften und darin ebenfalls ihre Sünde abzubüßen. Mit diesem Bescheide und Troste entließ ihn der heilige Vater, worauf er mit dem Bischof von Halberstadt wieder in die Heimat zurückkehrte.

Als er wieder in Thüringen war, suchte der Graf eifrig in den Thälern der Apfelstädt, Gera und Hörfel nach einem passenden Platz für das zu gründende Kloster, konnte aber lange nicht zu einem endgültigen Beschluß kommen. Da begab es sich, daß in dem Thal, durch welches man ziehen mußte, wenn man von der Schauenburg nach Gotha oder Eisenach wollte, nicht weit von Friedrichroda ein Töpfer Namens Reinhard seine Wohnung hatte, in deren Nähe sich ein stark ausfließender Brunnens fand. Dieser Töpfer sah nun von einer gewissen

Zeit an, jede Nacht an einer bestimmten Stelle unweit des Brunnens zwei helle Lichter im hellsten Kerzenglanze brennen, welche verloschen, sobald man ihnen nahte, aber wieder in vollem Glanze erschienen, wenn man sich von der Stelle entfernte. Viele sahen die räthselhafte Erscheinung. So erhielt auch Graf Ludwig Kunde davon, und als auch er die wunderbaren Lichter gesehen hatte, glaubte er einen Fingerzeig Gottes darin zu erblicken und ließ deshalb die Stätte räumen und die Waldbäume ausrodern, soweit es nöthig war, doch nicht, ohne seinen Freund, den Bischof von Halberstadt, um seine Meinung zu befragen, der seine eigne Ansicht von der Sache durchaus bestätigte. So entstand dort das Kloster, welches nach dem Namen des Töpfers, der die wunderbaren Lichter zuerst gesehen hatte, Reinhardtsbrunn genannt wurde. Als das Kloster fertig war, begab sich der Graf selbst als büßender Mönch in dasselbe, nachdem er zuvor noch das Haus Schauenburg mit allem Zubehör dem Kloster geschenkt hatte.

Frau Adelheid aber begab sich nach Oldisleben, ihrem Leibgedinge von ihrem ersten Manne her, und verwandelte die Burg Scheiplitz, wo ihr Unrecht begonnen hatte, in ein Frauenkloster, das sie reichlich ausstattete und dessen erste Abtissin sie wurde. So lebten die beiden Gatten, die eine blutige That vereinigt hatte, in freiwilliger Scheidung und in einem Leben voll aufrichtiger Reue und ernster Buße bis an das Ende ihrer Tage, das für den ehemaligen Grafen Ludwig im drei und achtzigsten Jahre seines vielbewegten Lebens, i. J. 1123 erfolgte.

Jetzt steht auf der Stelle des alten Klosters ein im gothischen Stil erbautes Schloß des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha neben der restaurirten alten Klosterkirche, in welcher die Gebeine ihres Erbauers und seiner Nachkommen, der Landgrafen von Thüringen, ruhen. Das reizende Schloß liegt mitten in dem wunderbar schönen Gebirgsthale, von saftgrünen Wiesen, einer Reihe von Teichen und schönen Baumgruppen umgeben; ein rascher, krystallheller Forellenbach, an dessen Ufern anmuthige Spaziergänge entlang führen, belebt das liebliche Thal und erhält das Wasser der Teiche immer klar und frisch, und hohe, mit Tannen und Fichten bewachsene Berge umgeben die Ränder des Thales, das dem überraschten Auge des Wanderers wie ein großer Naturpark voll Anmuth und Gottesfriedens erscheint.

Im Blumenkelche.

Ein Blick in das Blüthenleben.

Von

Sermann Wagner.

Mit Original-Illustrationen von Fedor Hünzer.

„Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen. — Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eine!“

Betrachten wir eine solche Lilienblüthe etwas näher!

Der etwa fingerlange Blüthenstiel ist mit ein bis zwei Deckblättchen besetzt und an seinem oberen Ende etwas angeschwollen. Er erweitert sich hier zum Blüthenboden, welcher mehrere Kreise ungeänderter Blätter trägt. In der Mitte befindet sich der Griffel oder Stempel als wichtigster Theil der Blüthe. Derselbe zeigt zu unterst den stumpf dreikantigen, mit sechs Längsfurchen versehenen Fruchtknoten, auf welchem der lange, dünne Staubweg steht. Die Spitze des letzteren erweitert sich zur dreilappigen Narbe. Der Fruchtknoten ist aus drei Fruchtblättern gebildet, die sich mit ihren Rändern nach innen biegen und dort winzige weiße Samen-Eichen oder Samenknospen tragen — die Anfänge zu den späteren Samenkörnern. (Siehe umseitig Fig. II.)

Rings um den Stempel stehen sechs Staubgefäße oder Staubblätter. Sie tragen auf der Spitze des dünnen Staubfadens einen wagerecht gestellten Staubbeutel, welcher in zwei Fächern den Blüthenstaub oder Pollen enthält. Sollen in den Samenknospen Keimlinge zu künftigen Lilienpflanzen entstehen, so müssen die Pollenkörnchen zu ihnen gelangen. Letztere

bleiben, nachdem sie aus den Staubbeuteln ausgefallen sind, an der von Honigsaft etwas klebrig feuchten Narbe des Stempels hängen, wachsen, durch jenen Saft genährt, zu langen, dünnen Fäden aus, welche sich in das Innere des Staubwegs weiter und weiter ausdehnen, bis sie zuletzt zu den Samen-

knospen im Innern des Fruchtknotens gelangen. Hier vermischen sie sich mit dem Inhalt der Samenknospen und veranlassen dadurch das Entstehen des Keimpflänzchens. (Siehe umseitig Fig. I.)

Die beiden Befruchtungswerkzeuge: Stempel und Staubgefäße, sind die unentbehrlichen und wesentlichen Bestandtheile einer Blüthe; ja es giebt zahlreiche Pflanzen, bei denen die Blüthen lediglich aus diesen beiden Theilen bestehen. Bei den Nadelholzgewächsen und Zapfenpalmen fehlt sogar der eigentliche Stempel; die Samenknospen sitzen ohne jede weitere Umhüllung frei auf den jugendlichen Zapfenständen. (Siehe umseitig Fig. III.)

Bei den Lilien sind die Befruchtungswerkzeuge noch von zweimal drei Blumenblättern umgeben, die ihnen als prächtige Hülle dienen. Diese zartgebauten und schön gefärbten Blätter machen die Blüthe in den Augen des Gärtners erst zur Blume und werden auch vom Pflanzenforscher als Blumenkrone bezeichnet. Drei derselben stehen etwas weiter außen und umfassen mit ihren Rändern die innern drei. Bei allen Verwandten der Lilien, ja selbst bei



der ganzen großen Abtheilung des Pflanzenreichs, welche als Einfaamenblättrige oder Spitzkeimer bezeichnet wird, und zu welcher auch die Orchideen, die Palmen und die Gräser gehören, herrscht in den Blüthentheilen die Dreizahl vor. Nur durch Verkümmierungen oder durch Wucherungen werden einzelne Ausnahmen herbeigeführt. Bei den mit zwei Samenblättern keimenden Gewächsen findet sich die Dreizahl nur selten, z. B. bei den Lorbeergewächsen; am häufigsten ist bei ihnen die Fünzfahl: einige Familien zeigen auch die Zahl zwei oder deren Mehrfaches.

Illustrationen zum vorseitigen Text.



Fig. I. Narbe einer Storchschnabelblüthe mit ausliegenden Blüthenstäubchen (vergrößert).

Fig. I. Dieselbe im Längsdurchschnitt. Durchwachsende Pollenschläuche.



Fig. II. Fruchtnoten der Lilie im Querschnitt.



Fig. III. Eine Fruchtschuppe der Kiefer mit ihren beiden Samenknochen; aus der weiblichen Kieferblüthe.

So lange die Lilienblume noch in jugendlichem Knospenzustande verweilt, sind die Blumenblätter Schutzmittel für die Befruchtungswerkzeuge, sobald sich aber die Blüthe erschlossen hat, erfüllen sie für dieselbe noch anderweitige Dienste. In Bezug auf die Befruchtung der Samenknochen durch den Blüthenstaub finden sich bei den zahlreichen Pflanzenfamilien die größten Verschiedenheiten. Es giebt Blumen, welche nur mit ihrem eignen Blüthenstaube befruchtet werden, andere dagegen, für welche der eigene Pollen geradezu nachtheilig, einem Gifte ähnlich wirkt und die deshalb von dem Blüthenstaube anderer Blumen befruchtet werden müssen, sei es von Blüthen desselben Stocks oder von andern Pflanzen derselben Art.

Bei vielen Blüthen ist die Selbstbestäubung durch besondere Einrichtungen geradezu unmöglich

gemacht. So entwickeln sich bei manchen die Staubgefäße früher als die Stempel und erst nachdem jene ihren Pollen ausgestreut haben, öffnen sich die Narben der letztern. Bei andern Blüthen findet das Umgekehrte statt. Bei manchen Pflanzenfamilien, z. B. bei unsern Nadelhölzern, bei den sogenannten Käpchenblüthlern (Weide, Pappel) und Näpchenfrüchtlern (Buche, Eiche, Hasel) sind die beiderlei Befruchtungswerkzeuge in ganz verschiedene Blüthen vertheilt, letztere bei manchen Arten sogar auf verschiedene Stämme. (Blüthen der Weide Fig. IV.)

Bei den Nadelhölzern wird der Blüthenstaub vom Winde in förmlichen Wölkchen weiter getragen und auf diese Weise auch zu den Samenknochen gebracht. Durch Gewitterregen wird er nicht selten mit niedergeschlagen, sammelt sich dann als gelbes Pulver auf den Wasserlächen und gab so Veranlassung zur Sage vom Schwefelregen, aus welchem man ehemals allerlei bevorstehendes Unglück prophezeien wollte.

Bei sehr vielen Blumen besorgen die Kerbtbiere (Insekten) die Uebertragung des Pollens von einer

Blüthe zur andern. — Die Lilien sondern am Grunde ihrer Blumenblätter Honig aus und dadurch werden Insekten zum Besuche angelockt. Die weiße und leuchtend rothe Farbe der großen Blume machen dieselbe auf weite Entfernungen hin schon bemerklich. Bei kleineren Blumen wird dasselbe dadurch erreicht, daß ihrer viele zu einer Traube, Dolde, einem Körbchen oder ähnlichen gedrängten Blüthenstande vereinigt sind. Ebenso lockt der starke Duft der Blüthen die Bienen, Hummeln und andre Kerbtbiere schon von weitem herzu.

Es stellt sich als Gesetz heraus, daß je größer die Schwierigkeiten sind, welche sich der Uebertragung des Blüthenstaubes auf die Narben entgegenstellen, eine um so größere Zahl von Pollenkörnchen von der betreffenden Pflanze erzeugt wird. Mögen dann



Fig. IV. Blüthen der Weide: a. Blüthenbüschel mit Staubblüthen (männlich); b. einzelne Staubblüthe; c. einzelne Stempelblüthe (weiblich); d. Blüthenbüschel mit Stempelblüthen.

immerhin große Mengen derselben vom Winde an ungünstige Orte verweht, von den Insekten als Speise für sich und ihre Brut benutzt werden, so erreichen doch noch hinreichende Mengen der Körnchen ihre Bestimmung.

Die in der zusammengesetzten Blüthe eines Löwenzahn enthaltenen Pollenkörnchen berechnete man auf 243,600. In der einzelnen Blume eines Hibiscus fand man 4863, bei eine Pöonie sogar 6,654,000 Pollenkörnchen.

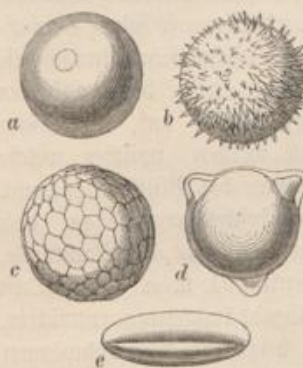


Fig. V. Blüthenstaubkörnerchen (Pollenkörnchen) (vergrößert); a. vom Weizen; b. vom Weidenröschen; c. von Pflor; d. von der Webersorte; e. vom Lauch.

Bei einer größeren Anzahl Blumen hat man beobachtet, daß, wenn bei ihren Blüthen die Fremdbestäubung mittelst Beihülfe der Insekten vielleicht durch ungünstiges Wetter verhindert wird, zuletzt noch Blüthen ganz abweichender Form erzeugt werden, die auf Selbstbestäubung angewiesen sind. Solches findet z. B. bei

mehreren Weiden-Arten, Sauerklee, Balsamine, Taubnessel u. a. statt. Bei dieser zweiten Blüthenform bleibt die Blumenkrone unansehnlich klein und geschlossen. Ihre Staubgefäße erzeugen eine auffallend geringe Zahl Pollenkörnchen; bei der Balsamine fand man nur 250, bei der Leersie 210, beim Zwerg-Weiden 200. Jene Pollenkörner bleiben jedoch meistens innerhalb der Staubbeutel und senden von hier aus die Schläuche, zu denen sie auswachsen, in gerader Linie nach den Narben des Stempels, selbst wenn sich diese in einiger Entfernung von ihnen befinden. So wunderbar sorgt die Natur für die Erhaltung der Arten.

Die Vorgänge zur Erzeugung der verschiedenen Theile und Stoffe innerhalb der Blumen sind in mancher Beziehung gerade umgekehrter Art, wie jene, welche in den grünen Laubblättern, ja selbst in den grünen Hüll- und Kelchblättern der Blüthen statt finden. In den grünen Pflanzentheilen wird durch Beihülfe der Blattgrünkügelchen die eingefogene Kohlensäure der Luft zerlegt und das freigewordene Sauerstoffgas ausgeathmet, — bei den Blumen dagegen wird Sauerstoff aus der Luft aufgenommen, mit den im Nahrungssaft enthaltenen kohlenhaltigen Stoffen verbunden und dann als Kohlensäure wieder ausgeathmet. Hierin hat es theilweise mit seinen Grund, daß nachtheilige Folgen entstehen, wenn

sich im geschlossenen Schlafzimmer größere Mengen von stark duftenden Blumen befinden. —

Durch düster gefärbte und unangenehm riechende Blumen werden vorzüglich gewisse Fliegenarten zum Besuche eingeladen. Die am Kap der guten Hoffnung einheimischen und bei uns von Blumenfreunden gepflegten Nasblumen (Stapelien) verdanken die Benennung ihrem Geruche. Es soll bei ihnen vorkommen, daß Schmeißfliegen, durch den Fleischgeruch getäuscht, sogar ihre Maden an den Blüthenblättern absetzen, an denen sie natürlich wegen Mangel an Nahrung untergehen.

Auch die größte aller bekannten Blumen, die Rafflesia Arnoldi, welche auf den Sundainseln gedeiht, zeichnet sich durch ihren Geruch nach faulem Rindfleisch aus. Sie wächst als Schmarozer auf den Wurzeln eines Schlingstrauches und bricht als kopfgroße Knospe hervor. Geöffnet erreicht sie einen Durchmesser von einem Meter, ihre Blumenblätter sind ziegelroth und mit weißen Flecken betupft.

Hellgefärbte große Blumen oder Blumenbüschel locken außer Bienen, Hummeln und ihren Verwandten auch die Schmetterlinge an; weiße, stark duftende ziehen sogar die Nachtfalter herbei. Bei den Blüthen der Feuerlilie, der Kapuzinerkresse und mehreren andern wollte Linné's Tochter Abends sogar ein schwaches, blitzähnliches Aufleuchten bemerkt haben; da jedoch seitdem diese Erscheinung von Niemand wieder beobachtet worden ist, mag wohl eine Augen Täuschung hierbei obgewaltet haben, welche aber immerhin davon Zeugniß giebt, wie lebhaft die Blumen auf gewisse Augen wirken.

Wie bei den grünen Laubblättern, so sind auch bei den Blumenblättern die Zellhäutchen des Zellgewebes farblos und durchsichtig. Bei der weißen Lilie und ähnlichen weißen Blüthen ist der Inhalt der Zellen ebenfalls farblos und die weiße Farbe entsteht nur durch Lichtbrechung, ganz in derselben Weise wie bei Schnee, Salz und gepulvertem Glas.

Bei den farbigen Blumen ist entweder der ganze Zellsaft gefärbt, oder es schwimmen Farbekörnchen in hellem Zellsaft, oder es findet beides zusammen statt.

Innerhalb der Knospen erscheinen in jugendlichem Zustande die Blumenblätter meistens farblos oder selbst grünlich. Beim Aufblühen gehen manche von ihnen aus einer Färbung in die andere über. Die Blüthen des Lungenkrautes, des Mitterkopfs und des gewöhnlichen Bergißmeinnicht sind anfänglich roth und nehmen erst nachher eine blaue Farbe an. Bei dem buntblüthigen Bergißmeinnicht sind die Blüthen anfänglich sogar hellgelb, werden dann roth und

zuletzt blau. Die in Ostindien einheimische veränderliche Stundenblume (*Hibiscus mutabilis*) hat am frühen Morgen beim Aufblühen weiße Blumen. Je mehr sich dieselben öffnen und je länger das Tageslicht auf sie einwirkt, desto mehr färben sie sich, so daß sie gegen Mittag rosenroth aussehen. Während des Nachmittags wird das Roth dunkler und Abends beim Verblühen erscheint es als gesättigtes Purpurroth.

Bei blauen, violetten, rosenrothen, so wie auch bei einer Anzahl hochrother Blumen wird die Färbung durch das Aussehen des Zellstoffes hervorgerufen. Bei der feuerrothen Wolfsmilch enthält die obere Zellenlage rothen Saft, die folgende rothgelben. Orangefärbungen beruhen gewöhnlich auf gelben Körnchen, die in rothen Zellstoff eingelagert sind, selten finden sich orange Körnchen in farblosem Saft. Bei Gelb sind meistens gelbe Körnchen in wasserhellem Saft vorhanden, selten ist der Saft selber gelb. Braun entsteht häufig aus einer Zusammensetzung von Roth und Violett mit Grün oder Gelb bis Orange. Reines Schwarz findet sich nicht; die Färbung sehr dunkler Blumen entsteht durch dunkelviolette und dunkelrothe Körnchen.

Die Blumenfarben sind leider meistens sehr vergänglicher Natur und werden durch das Licht, welches ihr Entstehen begünstigt, auch eben so rasch wieder zerstört. Rothe und gelbe Tulpen, blaue Gloxinien und violette Petunien erhalten in hellem Lichte binnen kurzer Zeit mattere Farben, als wenn sie im Schatten gehalten werden. Blumenfarben können deshalb trotz aller ihrer Schönheit im praktischen Leben nur wenig verwendet werden. Aus den Blüthen des im Mittelmeergebiet gebauten Saffors stellt man zwar eine sehr schön gelbrothe Farbe dar, welche Seiden- und Baumwollentstoffen ein prachtvolles Aussehen verleiht, dem Lichte ausgesetzt verbleicht dieselbe aber sehr bald.

Bringt man eine rothe Rose unter ein Glas oder anderes Gefäß, unter welchem man einige Schwefelholzchen verbrannt hat, so bleicht die rothe Färbung durch die nun vorhandene schweflige saure Luft binnen kurzer Zeit in Weiß aus. Violette Schleifenblumen (*Iberis*) werden durch Tabakrauch eben so schnell grün. Taucht man solche verfärbte Blumen in Wasser, so wird die ursprüngliche Färbung dadurch wieder hergestellt. Letzteres geschieht nach ungefähr sechs Stunden auch von selbst, vorausgesetzt, daß die Blumen nicht wirklich verbleicht worden sind.

Der Duft der Blumen beruht in dem Aushauchen ätherischer Oele, welche in den Blumenblättern oder in anderen Theilen der Blüthe erzeugt werden. Beim

Diptam werden jene Stoffe durch Drüsenhaare am Kelch und Blüthenstande in solcher Menge ausgehaucht, daß man sie an schwülen windstillen Sommerabenden durch ein darangehaltenes Licht entzünden kann. Es erfolgt dann ein leichtes Aufflammen der umgebenden Atmosphäre.

Aus Rosen-, Orangenblüthen und manchen anderen Blumen läßt sich das wohlriechende, ätherische Del mittelst einfacher Destillation der Blumen in Wasser gewinnen und wird dann als Wohlgeruchsmittel verwendet. Bei Nelke, Veilchen und andern zartduftenden Blüthen ist jenes Del jedoch von so feiner Beschaffenheit, daß es sich durch eine solche Behandlungsweise zerstören würde. Man fängt es bei diesen Blumen in Salben (Schmalzmischungen) auf, die dünn auf Glasaufgaben gestrichen werden, zwischen welche man im verschlossenen Raume die Blüthen einstreut.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß manche Blumen, z. B. die Nachtkerze, die Nachviole, der Nachtschatten (*Platanthera*) u. a. ihren Duft erst beim Beginn der Abenddämmerung entwickeln. Man glaubt, daß diese besonders Abendwärmer und Nachtschmetterlinge anlocken und durch diese bestäubt werden.

Auch in Bezug auf das Öffnen und Schließen der Blüthen verhalten sich die verschiedenen Gewächse sehr abweichend von einander. Die als „Königin der Nacht“ berühmte Kaktusart (*Cereus grandiflorus*) blüht regelmäßig Abends sieben Uhr auf und verblüht drei Uhr Morgens. Um letztere Stunde öffnet der Wiesenbocksbart seine Blumen, um vier Uhr die blaue Cichorie und die rothe Tagblume (*Hemerocallis*). Um fünf Uhr folgen der Löwenzahn und die Zaunwinde, gegen sechs die Aker-Gänsefuß. Um sieben Uhr blüht der Garten-Salat und die weiße Seerose, gegen acht der Aker-Gauchheil und zwischen neun und zehn die Ringelblume, gegen elf die gelbe Tagblume und zwischen elf und zwölf die Pfauenlilie. Nachmittags gegen fünf Uhr beginnen die Garten-Wunderblumen (*Mirabilis Jalappa*) zu erblühen, um die siebente Stunde das nachtblühende Eiskraut. In einigen botanischen Gärten hat man durch das Zusammenstellen solcher zu verschiedenen Stunden erblühender Pflanzen in kreisrunde Beete, sogenannte „Blumenuhren“ hergestellt.

Der Bocksbart schließt an sonnigen Tagen seine Blumen bereits gegen fünf Uhr Morgens, der Löwenzahn häufig gegen acht Uhr, der Salat um zehn. Nachmittags gegen zwei Uhr schließen sich die Blüthen des Mauer-Habichtskrautes, nach Drei diejenigen des Gauchheil und der Ringelblume, um die vierte Stunde schließt sich die weiße Teichrose.

Während durch das Ausdünsten des Wassers bei den grünen Pflanzentheilen eine Abkühlung statt findet, wird bei den Wachstums- und Entwicklungs-Vorgängen in der Blüthe im Gegentheil Wärme erzeugt, und zwar bei manchen Blumen eine so bedeutende, daß sich diese selbst durch den Wärmemesser nachweisen läßt. Am auffallendsten ist diese Wärmeentwicklung bei mehreren Kronstab-Arten, bei denen die Entwicklung der zahlreichen Befruchtungswerkzeuge an einem Kolben innerhalb einer schützenden Blattscheide stattfindet. Ferner ward sie nachgewiesen bei der „Königin der Nacht“, bei der *Victoria regia*, der Tuberose, mehreren Gurtengewächsen, der Trompetenblume (*Bignonia radicans*) u. a.

Die stärkste Wärmeentwicklung scheint in den Staubbeuteln statt zu finden. Bei einer *Colocasia* (einem Kronstabgewächs) zeigte das Thermometer in der Blüthenscheide 44° Reaumur, während die äußere Wärme 19° R. betrug. Ein ander Mal, bei höherer äußerer Temperatur, beobachtete man sogar 49° R. Bei jener *Colocasia* hielt die Wärmeentwicklung fünf bis sechs Tage lang an; bei unserm einheimischen gefleckten Kronstab ward sie drei Tage lang beobachtet.

Hand in Hand mit der Wärmeentwicklung geht innerhalb der Blüthe der bereits erwähnte Verbrauch der Sauerstoffluft. Bei unserm Kronstab ward durch Saussure's Beobachtungen nachgewiesen, daß die äußere Blüthenscheide das Fünffache, die Mittelsäule das Dreißigfache, die eigentlichen Blüthen aber das Hundertzweihunddreißigfache ihres Umfanges an Sauerstoffgas verbrauchten.

Bringt man die sich öffnende Blüthe einer *Colocasia* unter eine Glasglocke, so hört alle Wärmeentwicklung so wie Dusterzeugung und alle Weiterentwicklung der Blüthe auf, sobald der in der Luft unter der Glocke vorhandene Sauerstoff verbraucht und in Kohlenensäure umgewandelt worden ist. —

Bei den Lilien und ihren Verwandten entwickeln sich die Blumenblätter sämmtlich ziemlich gleichmäßig. Die Blumen erscheinen dadurch regelmäßig. Bei den naheverwandten Schwertlilien, den Lilien des französischen Wappens, haben dagegen die drei Blätter des äußeren Blüthenkreises gewöhnlich eine abweichende Form und oft auch eine von den drei Blättern des inneren Kreises verschiedene Färbung.

Hierzu kommt noch, daß bei ihnen die drei Narben die Form von Blumenblättern annehmen.

Noch sonderbarer erscheinen aber die ebenfalls nahe verwandten Knabenkräuter (Orchideen). Bei ihnen sind die drei Blätter des äußeren Blüthenkreises häufig unter sich zwar gleich gestaltet, von den drei Blumenblättern des inneren Kreises dagegen weicht das unterste fast stets durch seine Form und Färbung in auffallender Weise ab und wird als Honiglippe bezeichnet. Bei vielen Arten endigt es nach hinten in einen Sporn, welcher Honig enthält. Zeichnungen auf der Honiglippe werden Saftmale genannt, da man die Ansicht aufstellt, durch diese Male würde den ankommenden Bienen und anderen Insekten, wie durch Wirthshauschilder, der Weg nach dem Honigbehälter angedeutet.

Durch jene Honiglippe erhalten die Blumen vieler Orchideen täuschend das Ansehen von Fliegen, Bienen, Schmetterlingen, Mücken, Spinnen und ähnlichem Gethier, ja sogar die Formen von Vögeln. Selbst die Gestalten von Affen und Menschen werden von den Blüthenformen im Kleinen nachgeahmt.

So wie hier Blumen die Formen und Färbungen von Thieren nachahmen, so giebt es umgekehrt z. B. räuberische Spinnen, welche dieselbe Farbe besitzen wie die Blüthen des Raps und ähnlicher Kreuzblümler. Sie setzen sich auf diese Blüthen mit ausgebreiteten Klauen und erfassen die unvorsichtige Fliege, welche sich dem Honigschmause naht, ohne den durch seine Färbung von der Blüthe kaum zu unterscheidenden Todfeind zu bemerken.

Es würde uns hier viel zu weit führen, wollten wir außer der Lilienblume auch nur die wichtigsten übrigen Blüthenformen des Gewächsreiches näher betrachten. Unterscheidet man ja nicht weniger als vierhundert Pflanzen-Familien, welche alle durch ihren Blüthenbau mehr oder weniger von einander abweichen. Hierzu kommt noch, daß Blumenzüchter, indem sie ihre Lieblinge in günstigeren Boden verpflanzen und ihnen besondere Pflege zu Theil werden lassen, noch vielerlei Abweichungen in den Blüthenformen derselben hervorrufen. Bei den erwähnten Orchideen entsteht durch solche Cultur eine Vergrößerung der Blumenblätter, bei sehr vielen andern Gewächsen dagegen eine Vermehrung der Blüthenheile, die sogenannten „gefüllten Blumen“. Wir erinnern nur an die Centifolien, und wollen damit für heute unsere Betrachtung schließen.



Von
Friedrich Güll.

1.

Was ich bezeichne, möchte Jeder werden,
Ist er's geworden, möcht' er's nicht mehr sein;
Denn wenn er's ist, so stellen sich Beschwerden
Gar wunderlicher Art oft bei ihm ein.

II.

Ich bin ein schlichter Ort, oft mitten drin ein Schloß,
Doch ohne weite Plätze, breite Straßen,
Nicht viel belebt, meist nur von Kind und Kof
Und Gänsen, die hart an dem Fahrweg grasen.

I. und II.

Zusammen Eins und Zwei sind wir zwei Städtchen,
Eins ist in Franken, eins im Schweizerland,
Selbst in der Schule lernbegier'gen Mädchen
Durch „Wallenstein“ und „Wilhelm Tell“ bekannt.

2.

Ich war einst ein Geschof der alten Welt,
Auch noch der mittelalterlichen Gilden;
Jetzt nur noch stred' ich in der Hand des Wilden
Das Wild im Wald hin und den Feind im Feld.

Mit er bin ich in jedem großen Bau,
Sein's Brücken oder Häuser, feste Stütze;
Um alte Kirchen steh' ich wettergrau,
Daß ich im Sturm die hohen Mauern schütze.

Ein f statt I bin ich ein Musikant,
Der bläst zum Reigen und zum Waffentanze,
Im Knopfloch bald der Hochzeitgäste Band,
Und bald den Helm geschmückt vom Siegeskranze.

Von

Otto Sutermeister.

1.

Mit ie ein Schreckbild alter Zeit,
Mit o ein Bild der Jugendfrische;
Mit ei belehrt es und erfreut,
Mit en berückt und fängt es Fische.

2.

ie thront ob manchem Qualm und Dunst,
ei auf dem Gipfel deutscher Kunst;
ie gukt herab auf's Straßenpflaster,
ei tief auf alle Poetaster.

3.

Noch ehe du mit Räthselfragen
Des weitem bist von mir geplagt,
Hab ich dir hier schon mit Behagen
Mein kleines Räthselwort gesagt,
Das vorwärts und zurück gelesen
Stets gleich sich bleibt in Laut und Wesen.

4.

Wohl Dem, dem Feuer in Gefahr
— Ob vorwärts, ob zurück gelesen, —
Eh' er dem Tod verfallen war,
Mit seiner Hilfe nah gewesen.

5.

Was mag das sein?
Beil und Birne ist's gemein;
Doch umgewandt
Findest du's in Schusters Hand.

Auflösung der Räthsel Seite 188.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

1. Achse, Achsel.

2. Schrank, Schranke.

3. Nation, Nation, Station.

Räthsel von **Robert Löwike.**

1. Stricknadel.

2. Herzhaft.

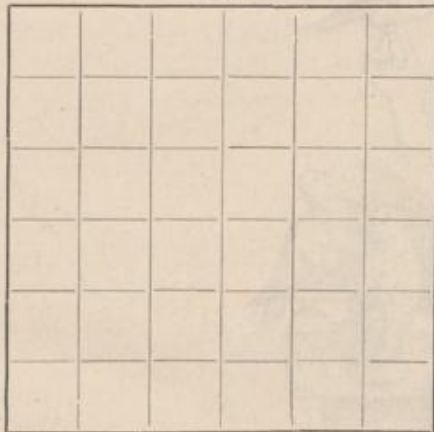




von Robert Löwike.

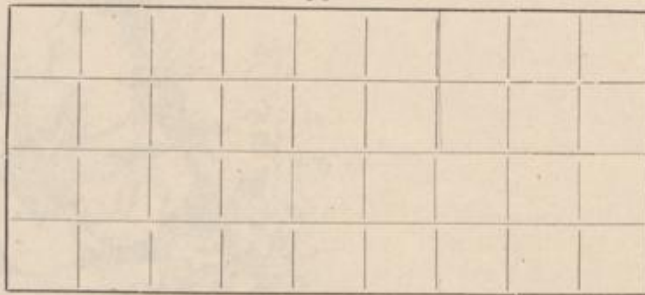
Meister Hobelmann sollte den Boden eines großen hölzernen Bottichs ausbessern. Es war darin eine schadhafte Stelle in der Form eines Quadrats, dessen Seite 6 Centimeter, dessen Größe also 36 Quadrat-Centimeter

Fig. I.



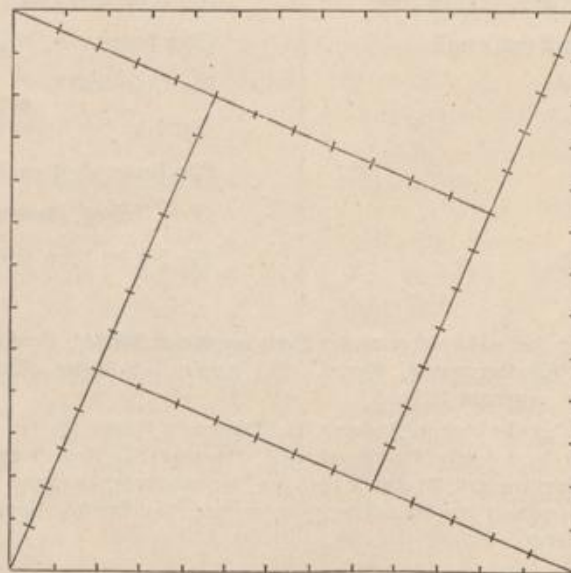
betrug (Figur I). Nun hatte er ein Stück Holz von passender Dicke und Größe (36 Quadrat-Centimeter); aber die Form desselben war die eines Rechtecks, dessen größere Seite 9 Centimeter und dessen kleinere Seite 4 Centimeter lang war (Figur II). Wie mußte er dieses

Fig. II.



Stück Holz zersägen, um es in möglichst wenig einzelne Theile zu zerlegen und doch die gewünschte Form des Quadrats zu erhalten?

Auflösung der Knackmandel Seite 189.



Die vier Dreiecke und das Quadrat müssen so zusammengesetzt werden, wie es unsere Figur zeigt.

